

April 4/2006

Aus dem Inhalt

Klaus Pfeffer Ostern: Wir leben zwar noch im Alten, aber sind doch schon über das Alte hinaus	97
Guido Schlimbach/Axel Hammes „Für uns zur Sünde gemacht“ (2 Kor 5,21)	99
Egbert Ballhorn Licht und Dunkel in der Osternacht	103
Winfried Haunerland Heimatverlust in der Kirche	108
Armin Schneider Theologie von Organisationsveränderung	115
Christoph Baumgart Was kommt nach dem Weltjugendtag?	122
Thomas Kroll Von einem der auszog Filmtipp zu „Geh und lebe“	125
Literaturdienst: Albert Gerhards/Hans Hermann Henrix (Hg.): Dialog oder Monolog? Uta Pohl-Patalong: Von der Ortskirche zu kirchlichen Orten Christian Troll: Als Christ dem Islam begegnen	126

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Pfarrer Klaus Pfeffer, Charlottenhofstr. 61 (Jugendhaus St. Altfrid), 45219 Essen | Dipl.-Theol. Guido Schlimbach, Lütticher Str. 6, 50674 Köln | Dr. Egbert Ballhorn, Neue Str. 3, 31134 Hildesheim | Prof. Dr. Winfried Haunerland, Professor-Huber-Platz 1, 80539 München | Dr. Armin Schneider, Frackenhöher Str. 4, 53797 Lohmar | Pfarrer Christoph Baumgart, Rückertstr. 2, 49078 Osnabrück | Dr. Thomas Kroll, Holsteinische Str. 21, 10717 Berlin

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Domkapitular Dr. Stefan Dybowski, Wundt-Straße 48–50, 14057 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18–21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln, Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001, Fax (0221) 1642-7005
E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag, Rudolf-Diesel-Str. 5–7, 50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 2,75 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Medien GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5–7, 50226 Frechen

Klaus Pfeffer

Ostern: Wir leben zwar noch im Alten, aber sind doch schon über das Alte hinaus

*Der auferstandene Christus trägt die neue Menschheit in sich,
das letzte herrliche Ja Gottes zum neuen Menschen.*

*Zwar lebt die Menschheit noch im Alten, aber sie ist schon über das Alte hinaus,
zwar lebt sie noch in einer Welt des Todes, aber sie ist schon über den Tod hinaus,
zwar lebt sie noch in einer Welt der Sünde, aber sie ist schon über die Sünde hinaus.
Die Nacht ist noch nicht vorüber, aber es tagt schon.*

Auf manchen Ostergrußkarten finden sich Teile dieses Zitates, das aus dem fragmentarischen Spätwerk Dietrich Bonhoeffers stammt. In den Jahren vor seiner Verhaftung, zu Beginn der 40er Jahre, wollte er sich seinen theologischen Lebenswunsch erfüllen und eine große „Ethik“ konzipieren. Er kam nicht über Fragmente hinaus, die aber nach wie vor atemberaubend sind. Bonhoeffer war zeitgleich konspirativ für den Widerstand tätig und setzte alles daran, dem Schrecken des Nationalsozialismus ein Ende zu bereiten. Die Ethik-Fragmente spiegeln seine innere theologische Auseinandersetzung mit seinen Erfahrungen wider; sie zeigen sein Suchen nach Deutungen und Orientierungen, um zu bewältigen, womit er sich im Kampf gegen den NS-Terror konfrontiert sah.

Auf diesem Hintergrund gewinnen seine österlichen Zeilen eine große Ehrlichkeit: kein grenzenloser Osterjubiläum, der so tut, als sei der Karfreitag einfach vergessen. Die Einheit der österlichen Tage, die der Liturgie so wichtig ist, nimmt Bonhoeffer sehr ernst: Das Leben in dieser Welt besteht auch nach der Auferstehung Christi noch aus Karfreitagen – er selbst muss das schon seit Jahren erfahren und spürt es

immer stärker, als das Ausmaß der Nazi-Schrecken in den Kriegsjahren ein immer größeres und unvorstellbares Maß annimmt.

Bonhoeffers Erfahrungen machen es ihm unmöglich, von Ostern so zu reden, als seien damit dem Leben in dieser Welt alle Schrecken genommen. Und das ist bis heute so wichtig, um keine illusionären „Osterwirkungen“ zu versprechen. Ostern hilft, das Leben in dieser Welt in einem anderen Licht zu sehen: Es ist nicht das Letzte, was wir Menschen in dieser Welt erleben und erfahren – sondern nur das „Vorletzte“. Das tröstet in den Erfahrungen von Dunkelheit, Leid und Tod. Und es relativiert, wenn Menschen ihr eigenes Werk zum Maß aller Dinge machen – wie es die Nationalsozialisten taten, die den Anspruch erhoben, „eine Zeit für die Ewigkeit zu bauen“, wie Bonhoeffer formuliert.

Die Auferstehung Christi macht also deutlich: Dieses Leben und diese Welt sind zwar sehr ernst zu nehmen, aber sie sind nicht das Letzte. Es gibt ein Leben „danach“ – vielleicht ist dieser Glaube in der jüngeren Vergangenheit aus Angst vor verträglicher Weltflucht vernachlässigt worden. Aber Schreckenszeiten wie jene, in

der Bonhoeffer dachte und Theologie betrieb, lehren, wie viel von diesem Glauben abhängt – um einerseits an der Welt und dem Leben nicht zu verzweifeln und andererseits nichts davon zu verabsolutieren.

Der Glaube an die Auferstehung akzeptiert die Endlichkeit dieser Welt und dieses Lebens. Und gleichzeitig setzt er darauf, dass Gott „eine neue Schöpfung ins Leben ruft, neues Leben schenkt“, so Bonhoeffer. Aber – und das ist wichtig – wir Menschen werden dadurch keine Über-Menschen: Wir bleiben vielmehr „in der Welt des Vorletzten, in die Jesus einging und in der das Kreuz steht. So hebt auch die Auferstehung, solange die Erde steht, das Vorletzte nicht auf, aber das ewige Leben, das neue Leben bricht immer mächtiger in das irdische Leben ein und schafft sich in ihm seinen Raum“. Bonhoeffer hat aus diesem Glauben heraus die Schrecken seiner Zeit ertragen und zugleich die Kraft gefunden, gegen den Schrecken zu handeln.

Die Unterscheidung von Letztem und Vorletztem, die für Bonhoeffer so wesentlich war, ist auch für das eigene Handeln heute etwas sehr Wichtiges. Sie hilft, den österlichen Glauben an das Ewige mit dem Wissen um die begrenzte irdische Realität zu verbinden. Sie hilft, das begrenzte Leben zu ertragen, weil das Wissen um das unbegrenzte Leben Kraft zum Handeln gibt. Noch einmal Dietrich Bonhoeffer:

„Christliches Leben ist der Anbruch des Letzten in mir; das Leben Jesu Christi in mir. Es ist aber immer auch Leben im Vorletzten, das auf das Letzte wartet. Der Ernst des christlichen Lebens liegt allein im Letzten, aber auch das Vorletzte hat seinen Ernst, der freilich gerade darin besteht, das Vorletzte niemals mit dem Letzten zu verwechseln, das Vorletzte gegenüber dem Letzten für Scherz zu halten, damit das Letzte – und das Vorletzte – seinen Ernst behalte.“

Liebe Leserinnen und Leser,

Kunst und Kirche – eine in dieses Spannungsfeld hineingehörende Auseinandersetzung mit einem provozierenden Kreuzigungs-Bild führt uns in die Passionszeit hinein. Autoren sind **Dipl. theol. Guido Schlimbach**, Mitarbeiter an der Kunststation St. Peter in Köln, sowie der Kölner Priester Dr. Axel Hammes, der sich z. Zt. im Fach Neues Testament habilitiert.

Dr. Egbert Ballhorn, u. a. zuständig für die biblische Fortbildung der Pastoralen Dienste im Bistum Hildesheim, konturiert auf biblischem Hintergrund die einzelnen Strukturelemente der liturgischen Feier der Osternacht.

Hilfreiche Überlegungen und konkrete Vorschläge zum liturgischen Umgang mit der sensiblen Problematik der Aufgabe von Kirchen im Rahmen von Pfarreiaufösungen bzw. -fusionen oder gar von Profanierungen bietet **Prof. Dr. Winfried Haunerland**, Diözesanpriester des Bistums Essen und Ordinarius für Liturgiewissenschaft an der Universität München.

Dass das Stichwort Organisationsveränderung, wenn es auf Kirche bezogen wird, auch theologisch zu bedenken ist, legt **Dr. Armin Schneider** dar, Regionalverantwortlicher in der Fachstelle für Jugendpastoral und Jugendhilfe im Stadtdekanat Köln und Kreisdekanat Rhein-Erft-Kreis.

Ein Projekt zur Nachhaltigkeit des WJT stellt der bisherige Leiter der Stelle für Geistliche Berufe im Generalvikariat Osnabrück, **Pfarrer Christoph Baumgart**, vor.

Den Schlusspunkt setzt **Dr. Thomas Kroll** aus Berlin mit einem nun schon eine gute Tradition des Pastoralblatts bildenden Kinotipp.

Ein gesegnetes Osterfest, das uns den Gekreuzigten als den Auferweckten erscheinen lässt, in dem sich Gott uns endgültig und über alle bodenlosen und grabtiefen Abgründe hinweg rettend zuwendet, wünscht Ihnen Ihr



Gunther Fleischer

„Für uns zur Sünde gemacht“ (2 Kor 5,21)

Antonio Sauras „Crucifixión“ und die biblische Verkündigung des Kreuzestodes Christi

Kunst hat etwas mit der inneren Wahrnehmung des Menschen zu tun, mit der Konstruktion neuer Sehweisen kann sie zu einer allgemeinen Bewusstseinsweiterung beitragen. Die zeitgenössische Kunst folgt weder dem Diktat der Kirche, noch der staatlichen Herrschaft. Künstlerinnen und Künstler sind heute allein ihrem inneren Schaffensdrang, schlimmstenfalls den Notwendigkeiten des Markts unterworfen.

Gerade diese Konstruktion einer anderen Wirklichkeit ist es, welche die Kunst in eine ganz hervorragende und deshalb auch durchaus spannungsvolle Nähe zur Symbolwelt des (christlichen) Kultes rückt. Insofern es aber dem Kult um Repräsentanz bzw. Darstellung des Heiligen geht, stellt der weitgehende Verlust von Transzendenz in der Gegenwartskunst einen echten Dialog natürlich vor ernste Herausforderungen. Umgekehrt stellt die Kunst an die lateinische Liturgiepraxis mit ihrem Hang zur Pädagogisierung ihrer Mysterien die Anfrage, ob sie damit das ihr eigene Potential wirklich ausschöpft.¹

Immer mehr Gemeinden versuchen, indem sie Ausstellungen in ihren Kirchen organisieren, Interessierte über die Präsentation von Kunst anzusprechen. Dies gelingt in einigen Fällen, oft bleibt aber der fahle Nachgeschmack des Bemühten. Kunst im sakralen Raum darf kein bloßes Projekt sein. Respektiert man sie als eigene Kraft, müsste sie konstitutiv zur Pastoral einer Gemeinde dazu gehören. Dies ist leider in den wenigsten Fällen gegeben oder möglich.

Die Beschäftigung mit Positionen zeitgenössischer Kunst im sakralen Raum darf sich nicht in einer ästhetischen Auseinandersetzung verlieren, vielmehr sollte sie zu einer neuen Reflexion des eigenen Glaubens führen. Wir wollen dieses Anliegen verdichten und in diesem Heft und in zwei weiteren Ausgaben des Pastoralblatts im Laufe des Jahres anhand konkreter Beispiele aus dem Erzbistum Köln zeigen, wie sich aus den Reibungsflächen, die sich in der Begegnung zeitgenössischer Kunst und biblischer Texte auf-tun, wechselseitige Erschließungsmöglichkeiten ergeben.

Zur Passionszeit stellen wir eine Kreuzigung des spanischen Malers Antonio Saura aus dem Jahr 1959 vor, das sich im Besitz von Kolumba, dem Kunstmuseum des Erzbistums Köln befindet. Saura (1930–1998) setzte sich während seines gesamten Schaffens immer wieder mit dem Motiv des Gekreuzigten auseinander.

Das Kreuz an sich ist bekanntlich ein religionsgeschichtlich außerordentlich weit verbreitetes, uraltes Menschheitssymbol² und in der Alltagskultur mittlerweile als Allerweltschiffre angekommen. Gilt das auch im gleichen Maße für das Kruzifix? Oder hinterlässt nicht eine jede Darstellung des Gekreuzigten doch noch eine wenigstens rudimentäre Spur im kollektiven Gedächtnis von dem Kontrast zwischen der schändlichsten Form der Todesstrafe in der heidnischen Antike und dem Glauben der Christen, dass genau darin ihre Erlösung symbolisiert ist?

Saura ließ sich von drei bedeutenden Werken der Kunstgeschichte inspirieren. Das großartige Bild der Kreuzigung von Velásquez im Madrider Prado von 1638 fesselte ihn bereits als Kind. Diese Vision des Gekreuzigten, menschlich und *fleischig*, wie der Maler betont, stellt keinen blutüberströmten Gemarterten, sondern einen Adonis am Kreuz dar. Blut fließt so gut wie gar nicht, es ist ein ruhiges, friedliches Motiv, das durch die nachtgrüne Farbe des Bildhintergrunds in eine abstrakte Ebene gehoben wird.

Im Gegensatz dazu steht als zweites großes Bild, das Spuren im Werk von Saura hinterlassen

hat, Grünewalds Isenheimer Altar in Colmar aus den Jahren 1510 bis 1515. Hier wird der Gekreuzigte voller Blut und Wunden im Todeskampf gezeigt, die Finger an den Händen qualvoll gekrümmt und verzerrt. Im Bildhintergrund wird ein Gewitter gezeigt, das am Himmel aufzieht. Grünewald malt seinen Christus als Menschen, der bis zu den Grenzen der Erträglichkeit Leid erduldet.

Das dritte Bild ist „Die Erschießung der Aufständischen am 3. Mai 1808“ von Goya aus dem Jahr 1814 und zeigt die Exekution eines Widerstandskämpfers. Auch diese Figur hebt die Hände, als wären sie ans Kreuz geschlagen, auch hier leuchtet die helle Gestalt des Exekutierten vor einem tief ins Dunkel getauchten Hintergrund.³



Bild: Kolumba, Köln © VG BILD-Kunst 2005

Velasquez und Grünewald stehen noch in der Tradition der christlichen Bildtheologie und zeigen die Passion Christi im Kontext der kirchlichen Verkündigung. Saura greift zwar das Motiv des Kreuzes auf, er verweigert sich jedoch jeglichen Bezugs auf den christlichen Glauben. Das Kreuz ist für ihn Symbol menschlichen Leids ohne jeden religiösen Heilsanspruch. Dennoch wird es nicht allein auf ein Zeichen reduziert, es bleibt Sinnbild.

Vielleicht stellt sich schon hier der erste Einwand ein, diese Darstellung im sakralen Kontext zu zeigen: Muss der christliche Betrachter es nicht als ein amputiertes Sinn-Bild erleben, das ihm eigentlich nur die pure Sinnlosigkeit entgegenschleudert, den bodenlosen Abgrund nackter, brutaler Gewalt? Im Raum der Kirche

dürfe doch die „Hoffnung wider alle Hoffnung“ (vgl. Röm 4,17) nicht unterschlagen werden. Doch haben wir damit jenes „Wort vom Kreuz“ nicht wirklich als Herzstück unseres Glaubens akzeptiert, mit dem Paulus „den Juden einen Anstoß, den Heiden einen ‚Aberwitz‘“⁴ verkündet (1 Kor 1,23). Ein gekreuzigter Erlöser muss menschliche Denkschemata grundsätzlich brüskieren weit über die innergemeindlichen Fronten von Korinth hinaus. Schließlich wollen die paulinischen Paradoxien auch von uns nicht allein als theologische Theorie⁵ reflektiert werden, sondern müssten aus der erfahrenen persönlichen Bekehrung zum Glauben kommen.

Um das Ungeheuerliche darzustellen, zu dem der Mensch fähig ist, fügt Antonio Saura vor

einem dunklen Hintergrund gestaltlose Farbtupfer zu zusammenhängenden Formen. Seine Kreuzigungsdarstellungen zeigen die Qualen und Torturen, die Menschen erleiden, und betont dabei die Leidensdimension des christlich auch als Heilszeichen interpretierten Kreuzes. Ruft man sich das unheilvolle Unwetter im Grünewaldaltar in Erinnerung, versteht man, warum gerade diese Szene eine wichtige Inspirationsquelle für Saura war. Der Gekreuzigte kann auf keine Rettung hoffen, seine körperlichen Qualen erscheinen sinnlos.

Unweigerlich ruft diese drastische Darstellung den letzten Gebetschrei Jesu am Kreuz (Ps 22,2) in Erinnerung, wie ihn die Evangelisten Markus und Matthäus überliefert haben: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Über seine Bedeutung ist vielfach spekuliert worden. In seinem Kommentar zu Mt 27,46f führt Ulrich Luz⁶ dazu aus: „Von der Ostergewissheit bis zum Verlust Gottes: Die heutige Exegese ahnt nur noch wenig von den Grundtendenzen, welche die Rezeption dieses Textes in den vergangenen beiden Jahrtausenden prägen“ ... Innere und äußere Finsternis entsprechen sich in V 45f. ... Der lebendige Gott ... gibt weder einen Schlüssel zum Sinn des von ihm geschickten Leidens noch ein Rezept, wie es würdig zu ertragen sei. Aber Gott ist da und hört [das] Schreien“. – Dabei können theologische Klärungsversuche und auch die persönliche Bewältigung gewiss nicht stehen bleiben. Aber sie müssten zuerst einmal jene ‚Gottesfinsternis‘ zulassen und aushalten können, um sie dann intellektuell und existentiell zu durchschreiten.

Die zahlreichen Kreuzigungsbilder Antonio Sauras stellen nicht die Person Jesu dar, sie sind entindividualisiert, gehen weit über die traditionellen Darstellungen hinaus und verkörpern den geschundenen Menschen ganz und gar. Saura orientiert sich zwar an der Ausführung Grünewalds, allerdings deformiert er die bei diesem erhaltene Integrität des Körpers und verunstaltet dessen Konturen bis zur Zerschmetterung. So demonstriert er die Abgründe menschlicher Abscheulichkeit. Die einzelnen Glied-

maßen werden aus ihren Proportionen gerissen und verdreht, der Körper wird nur noch zum Bruchstück seiner selbst, ein entseeltes Stück Fleisch.

Es sind die Hände und der Kopf, auf die sich Antonio Saura bei der Ausgestaltung seiner Kreuzigungsdarstellungen konzentriert. Die Gesichter werden von ihm als fratzenhafte Grimassen ausgeführt, was sie nicht von den Porträts des Gekreuzigten unterscheidet. Auch hier ist der Einfluss Grünewalds offensichtlich: Im Isenheimer Altar ist das schmerzverzerrte, dornengekrönte Haupt des Gekreuzigten seiner natürlichen Dimensionen beraubt.⁷

Eine explizit christliche Perspektive schaut auf das schaurige Zerrbild eines Menschen, auf seine dämonische Entartung als Folge entfesselter Gewalt. Verstanden als ein Synonym für „Sünde“ – wenn auch ihrer theologischen Implikationen im engeren Sinn weitgehend entkleidet – gewährt ihm das Bild so Einblick in ihre Tiefendimensionen. Denn von Sauras Bild geht eine eigentümliche Doppelwirkung aus: Es zieht kraftvoll in seinen Bann und stößt doch zugleich heftig ab. Da sind wirklich die abgründigen Möglichkeiten des Menschen ausgelotet. Wir erkennen uns darin wieder und schrecken in einem vor dieser Einsicht zurück.

„Er hatte weder Gestalt noch Schönheit, dass wir nach ihm geschaut, kein Ansehen, dass er uns gefallen hätte. Verachtet war er und verlassen von Menschen, ein Mann der Schläge, von Schmerz gedemütigt“, heißt es im vierten Gottesknechtlied (Jes 53,2f), einem so zentralen Text für die Deutung des Todes Jesu. Sauras Bild führt vor Augen, wie es in einer ganz und gar vom Leiden gezeichneten Existenz zur Demontage des Menschlichen kommt: Der, der die Verschuldung der Vielen schleppt (vgl. V 11f), ja diese – folgt man der Zuspitzung durch eine Zusammenschau mit Sauras Bild – förmlich in sich aufgehen lässt, der erfährt am Ende nicht allein eine äußere Isolation von seiner gesamten Lebenswelt, sondern die totale Zerlegung seiner selbst.

In Antonio Sauras „Crucifixión“ in Kolumba werden Augen und Mund fast zur Unkenntlich-

keit verwischt dargestellt. Das linke Auge weit aufgerissen, das rechte nach unten gerissen, als wäre die Augenhöhle leer. Der Mund scheint verschlossen, die angedeuteten Zähne deuten auf eine schmerzverzerrte Grimasse, so als könne der geschundene Mensch noch nicht einmal mehr seine entsetzlichen Qualen herausschreien. Die Hände werden nur durch zwei Handabdrücke angedeutet, so, als habe der Gemarterte sie bereits eingebüßt. Grünewald malte die Hände Christi naturalistisch gespreizt. Saura dagegen verzerrt seine Darstellung, als gehörten die Hände gar nicht zu der gekreuzigten Gestalt. Auch das linke Bein wird nur mit grauem Pinselstrich und Zehenabdrücken angedeutet, das rechte Bein dagegen wirkt groß und klobig, vergrößert und deformiert. Ein zum Pfeil abstrahiertes Genital, ein wiederkehrendes auffallendes Element in Sauras Kreuzigungsbildern, akzentuiert zusätzlich die in Szene gesetzte Gewalt.

Die tiefe Perversion der puren Gewalt erfährt so eine symbolische Zuspitzung. Ein Spitzensatz der paulinischen Deutung des Kreuzestodes Jesu findet sich in 2 Kor 5,21: „Den, der die Sünde nicht kannte, hat Er für uns zur Sünde gemacht, damit wir Gerechtigkeit Gottes werden in ihm“. Im Sühnedanken findet Paulus den Schlüssel zum Verständnis der Erlösung durch den Gekreuzigten.⁸ Freilich geht der Apostel über die Aussagen von Jes 53 einen entscheidenden Schritt hinaus: Christus als der Gerechte nimmt nicht nur die Schuld der Vielen sozusagen ‚auf seine Rechnung‘, er hat sich radikal mit dem sündigen Menschen identifiziert, die Identität des Sünders übernommen. Wenn der Glaubende wirklich im Kreuz Christi den rettenden Ausweg aus seiner letztlich dem Tod verfallenen Existenz erkennen soll, dann muss es standhalten gegenüber den Gräueltaten, zu denen Menschen fähig sind. Begegnet im fragmentierten Menschen, den uns Saura zeigt, nicht auch jene dunkle Seite des Erlösungs dramas, ohne die seine Botschaft unglaubwürdig bliebe, und die doch von so vielen konventionellen Darstellungen schlichtweg unterschlagen wird?

Am Kreuz Christi müssen sich daher nicht nur die gedanklichen Konstrukte von Sinn und

gelingendem Leben, sondern wohl auch immer wieder die Bilder brechen. Denn die „Annahme authentischen Menschseins, zu dem der Gekreuzigte aufruft, operiert nicht mit der Verherrlichung eines idealistisch gedachten Menschen. Was der Gekreuzigte als authentisches Menschenbild anbietet, ist der zerbrochene Mensch, in dessen Zügen allerdings das Bild des Sohnes Gottes erscheint, der sich mit diesem Menschen identifiziert hat. Die Ästhetik, die uns hier abverlangt ist, liegt jenseits einer vordergründigen Sichtbarkeit, in der das Bild als bloßes Abbild fungiert“.⁹

Mit der „Crucifixión“ in Kolumba hat Saura ein Zeichen bildnerischen Protests zeitgenössisch formuliert. Dabei hat er die leidende menschliche Existenz angemessen gewürdigt und gleichzeitig zweifellos die Kraft seiner Vorbilder, Grünewald, Velásquez und Goya erreicht.

Es hieße gewiss, Antonio Sauras Bild Gewalt anzutun, wollte man es zu einer drastisch-hintergründigen Inszenierung des Erlösungs dramas uminterpretieren. Gleichwohl kann es der christliche Betrachter aus dem Blickwinkel seines Glaubens auch als einen mahnenden Protest lesen gegen jede verharmlosende Domestizierung des Unerhörten, was im Symbol des Kreuzes Christi als empfindlicher Nerv unserer christlichen Identität festgehalten ist.

Anmerkungen:

- ¹ Man denke nur an das folgenreiche Aufkommen der „Messallegorese“ im Mittelalter; vgl. dazu: Arnold Angenendt: Geschichte der Religiosität im Mittelalter. Darmstadt 1997, 499–503.
- ² Schon die Rezeption der Kreuzessymbolik in der Alten Kirche ist breit gefächert, wobei „kosmisches“ und „biblisches“ mysterium crucis aus heutiger Sicht sicherlich nicht so nahtlos ineinander greifen, wie es das bedeutsame Werk von Hugo Rahner: Griechische Mythen in christlicher Deutung. Zürich u. a. 1957, bes. 77–100, einst suggerierte!
- ³ Vgl. hierzu Antonio Saura im Gespräch mit Johannes Röhrig, in: Friedhelm Mennekes/Johannes Röhrig: Cruzifixus. Das Kreuz in der Kunst unserer Zeit. (Freiburg 1994) 54/9. Außerdem: Antonio Saura: Das Kreuz: Inkarnation des Dämonischen, in: ebd. 60/67.

- ⁴ So die Übersetzung von Fridolin Stier.
- ⁵ Vgl. zu 1 Kor 1,18-25 bes. Helmut Merklein: Der erste Brief an die Korinther. Kapitel 1-4 (ÖTK 7/1). Gütersloh 1992. 177–191.
- ⁶ Ulrich Luz: Das Evangelium nach Matthäus. Mt 26–28 (EKK I/4). Neukirchen-Vluyn 2002. 342f; zur Wirkungsgeschichte vgl. ebd. 335–342.
- ⁷ Vgl. F. Mennekes: Saura 63.
- ⁸ Vgl. dazu die von Gal 3,13 ausgehende und vor dem Hintergrund des AT-lichen Sühnekultes entwickelte Konzeption unseres Lehrers Helmut Merklein: Die Bedeutung des Kreuzestodes Christi für die paulinische Gerechtigkeits- und Gesetzsthematik, in: Ders.: Studien zu Jesus und Paulus I (WUNT 43). Tübingen 1987. 1–106, bes. 23–34, von der sich auch die eigenen Randbemerkungen leiten lassen.
- ⁹ Helmut Merklein: Der Sühnegedanke in der Jesus-tradition und bei Paulus, in: Albert Gerhards/Klemens Richter (Hg.): Das Opfer. Biblischer Anspruch und liturgische Gestalt (QD 186). Freiburg i.Br. 2000. 59–91, hier: 89.

Egbert Ballhorn

Licht und Dunkel in der Osternacht

Osterliturgie zwischen Bibel, Symbolen und Mystagogie

Die Osternacht ist der Höhepunkt des Kirchenjahres. Kein Gottesdienst des Jahres ist so dicht gefüllt mit Wort- und Zeichenhandlungen. Keine andere Liturgie ist so durchwoben von biblischen Texten und Symbolen. Die Ursymbole des menschlichen Lebens, Licht und Dunkel, Feuer und Wasser, prägen diese Nacht, und zugleich stehen sie für die eine menschliche Grundpolarität schlechthin: Ausgespannt zu sein zwischen Tod und Leben. Daher kann das Mitfeiern der Osternacht zu einer existenziellen Grunderfahrung werden, in der der einzelne Gläubige sich mit seinen Lebenserfahrungen in die Wirklichkeit Gottes und seiner Kirche eingeborgen erfährt.

Das umgekehrte Erleben kann jedoch genau so der Fall sein. Gerade weil dieser Gottesdienst so sehr von der gewohnten Struktur der sonntäglichen Eucharistiefeier abweicht und mit Symbolen so dicht gesättigt ist, fehlt manchmal den Mitfeiernden der Rote Faden, der die einzelnen Elemente zu einem Ganzen werden lässt. In diesem Artikel soll versucht werden, die Symbolik von Licht und Finsternis als eine solche Möglichkeit zu anzubieten, die Einheit der Osternachtfeier verstehbar und erlebbar zu machen.

Osterlicht und Osterlob

Die Osternachtfeier besteht aus vier Teilen, von denen jeder schon für sich und auf seine Weise das ganze Festgeheimnis von Tod und Auferweckung Christi feiert: Lichtfeier, Wortgottesdienst, Tauffeier, Eucharistiefeier.

Zur ersten Feier, der Lichtfeier, versammelt die Gemeinde sich gewissermaßen dort, wo sie sich ohne Christus befindet: vor der Kirche, in der Dunkelheit. Und gleich im ersten Gebet, der Segnung des Osterfeuers, wird das große Thema der Nacht benannt: das Licht der göttlichen Herrlichkeit, das in Christus allen Gläubigen geschenkt ist. Damit ist deutlich, dass es in der Feier der Osternacht nicht allein um die Feier eines „Damals“, sondern um das Heute geht, das von dem einen einmaligen Heilsereignis geprägt ist. Und ebenso geht es nicht um die Feier Christi allein, sondern darum, dass dieses Licht Christi allen leuchtet, die sich zum Glauben an ihn bekennen. Diesen Bekenntnissatz setzt die Liturgie bereits in ein Ereignis um. Hinter der Osterkerze her ziehen alle Gläubigen in die Kirche ein, und ein jeder erhält das Licht der Osterkerze, so dass der dunkle Kirchenraum festlich erleuchtet wird. Und nirgends wird wie an diesem Punkt sinnhaft erfahrbar, dass die vielen einzelnen Lichter, die die Gläubigen hüten, von dem großen einen Licht stammen, das Christus selbst ist. Die Osterkerze des einzelnen ist zugleich seine Taufkerze. Dieses österliche Christuslicht ist in seinem Zeichencharakter und seiner Ausdrucksstärke nicht mehr steigerbar. Deshalb lässt es der Symbolcharakter dieses Lichtes kaum zu, dass zu irgendeinem Zeitpunkt des Gottesdienstes zusätzlich elektrisches Licht eingeschaltet wird. Das Licht der Osterkerze und der vielen Kerzen im Raum sind das Licht Christi, und dazu kann es kein weiteres, kein gesteigertes Licht geben. Zumindest sollte also die elektrische Kirchenbeleuchtung nicht zu einer Form der Steigerung des Effektes eingesetzt werden.

Wenn sich die Gemeinde in der Kirche um die Osterkerze versammelt hat, singt der Diakon das große Osterlob, das Exsultet. Im Licht des einen Christuslichts wird die gesamte Heilsgeschichte Gottes mit seinem Volk Israel und mit der Kirche gedeutet. Wie schon am Osterfeuer wird auch dieses Damals zu einem lebendigen Heute. Daher heißt es immer wieder „Dies ist die Nacht...“. Dies ist die einmalige Hermeneutik der Osternacht, die so augenfällig wird: Beim Handeln Gottes an den

Menschen geht es nicht um eine lange Kette von vergangenen Ereignissen, sondern immer wieder um das eine Ereignis des Heils. Gott hat seinen Sohn nicht im Tod gelassen, sondern ihn auferweckt. Durch ihn wird die Menschheit aus dem Dunkel des Todes in das Leben geholt. Das führt das Licht der Osterkerze vor Augen. Daher kann die Kirche auch in den vielen Ereignissen der Heilsgeschichte das eine Osterereignis wieder erkennen. Und weil es in der Gestalt hymnischen Gotteslobs die Sinnspur in die Osternacht legt, ist das Exsultet *der* Deutetext dieser Nacht schlechthin, ein regelrechtes Hochgebet, wie es auch die strukturellen Elemente deutlich machen. Das Exsultet ist nichts anderes als „Eucharistie“ – Danksagung.

Nächtliche Vigil im Osterlicht

Auf das Osterlob folgt der Wortgottesdienst, der ebenfalls seine ganz eigene Prägung hat. Er besteht aus einer Reihe von neun biblischen Lesungen. Auf jede alttestamentliche Lesung folgen ein Psalm sowie eine Oration. Schon diese Dreierstruktur macht deutlich, dass der Wortgottesdienst nicht allein eine „Durchgangsstation“ zur Eucharistiefeier der Osternacht ist, sondern großes Eigengewicht hat. Er ist eine Vigil, Nachtwache.

Bereits die erste Lesung von der Erschaffung der Welt setzt mit dem Thema „Schöpfung/Anfang“ eine deutliche Zäsur. Zugleich aber wird der Bogen thematisch zurück geschlagen zur Lichtfeier. Das erste Schöpfungswort Gottes in Chaos und Finsternis hinein lautet „Es werde Licht“. Sodann entfaltet die Lesung in der feierlichen Rhythmisierung des Siebentagewerkes die Struktur der Schöpfung als von Gott gewirkter Lebensraum. Den Abschluss bildet der Siebte Tag, die Ruhe Gottes, der königliche Sabbat.

Dieser Schöpfungstext ist kein Rückblick auf den Anbeginn der Schöpfung, sondern vielmehr ein Blick auf die Welt, wie sie von Gott her als Haus des Lebens eingerichtet ist, und ein Blick auf die Vollendung der Welt. Deshalb ist diese Lesung, wie alle anderen

Lesungen der Osternacht, nicht einfach ein Vorbereitungstext auf das Osterevangelium, sondern auf eigene Weise selbst schon Osterevangelium: Zeugnistext von Gott, der inmitten von Todesdunkel Leben schafft.

Auf die Lesung folgt Ps 104, der auf eigene Weise das Schöpfungsthema entfaltet und ihm meditierend nachgeht. Den Abschluss bildet die Oration, die von der Schöpfung auf die Vollendung der Schöpfung, die Erlösung, schaut.

Schon anhand dieser Struktur zeigt sich, dass die mitunter geübte Praxis, den Wortgottesdienst zeitlich vor die Lichtfeier zu ziehen, um ihn „mit den eindrucksvollen Texten des Alten Testaments in der dunklen Kirche“ (wie es mancherorts heißt) abzuhalten, dem Charakter der Osternacht und der Aussage der Lesungen vollkommen widerspricht. Die Worte „Gott sprach: Es werde Licht. Und es wurde Licht“ können einfach nicht in eine dunkle Kirche hinein verkündet werden! Jeder Text der Osternacht ist ein echter Ostertext, so dass eine Dramatisierung der Liturgie im Sinne einer vermeintlichen Stufung von Dunkelheit und Licht dem Charakter der Feier nicht gerecht wird. Es gibt nicht jenen einen „Umschlagspunkt“ in der Heiligen Nacht, ab dem erst von der Auferstehung Christi gesprochen werden kann.

Im Grunde entspricht die liturgische Struktur der Kar- und Osterfeier genau dem biblischen Zeugnis, das sowohl Leiden und Tod Jesu Christi als auch die Begegnung mit dem Auferstandenen schildert, aber nicht den Vorgang der Auferweckung Christi selbst darstellt. Die Jüngerinnen und Jünger kommen zum Grab und erfahren, dass Christus am Ostermorgen bereits auferstanden *ist*. Für die Bibel mit ihren Osterzeugnissen ist klar: „Der Auferstandene lässt sich als der Lebendige von den Jüngern erfahren“. Gefeierte und geglaubt werden muss das, was schon längst Tatsache *ist*. Genau das ist aber auch das Thema der Liturgie.

Und in diesem Sinne ist jeder Teil der Osternachtfeier für sich und auf seine Weise Feier der Auferweckung Christi und des Übergangs vom Tod zum Leben. Dem trägt gleich zu Beginn

schon die Lichtfeier Rechnung, indem es beim Entzünden der Osterkerze heißt: „Christus *ist* glorreich auferstanden vom Tod“.

So sind auch die Lesungen aus dem Alten Testament Zeugnis von dem einen Heils Handeln Gottes. Denn jedes Handeln Gottes bezieht sich auf die eine Nacht: *diese* Nacht, in der die Kirche die Auferstehung Christi feiert, in der Gott der Finsternis des Todes und der Sünde die Macht nimmt und in seinem Sohn der Menschheit das Leben schenkt.

Die weiteren Lesungen führen das Festnachtsgeheimnis fort. Die Lesung von der Erprobung Abrahams spricht nicht allein von dem aus dem Tod geretteten Sohn, sondern auch vom Plan Gottes für Abraham, ihm so zahlreiche Nachkommen zu schenken „wie die Sterne am Himmel und den Sand am Meer“. Hierauf folgt wieder ein meditierender Psalm sowie ein Gebet, das von der Taufe spricht und sie in den Horizont der Einlösung dieser göttlichen Verheißung stellt. Genesis 22 stellt also in doppelter Hinsicht ein österliches Evangelium dar: Indem der Sohn aus dem Tod gerettet wird, wird den vielen Nachkommen das Leben ermöglicht.

Jede Lesung mit ihrem Dreischritt von Verkündigung des Gotteswortes, meditativem Bedenken und Aktualisierung auf die Osternfeiernde Kirche in Gestalt einer Oration stellt im Grunde genommen einen kleinen, in sich geschlossenen Gottesdienst dar. Die neun Lesungen, deren jede auf je eigene Weise das Geheimnis der Osternacht bedenkt, deutet und preist, bilden also eine Reihe aus neun einzelnen Gottesdiensten, die sich zu einer nächtlichen Vigilfeier untrennbar zusammenfügen. Nur in der Zusammenschau dieser vielen Perspektiven ist die Kirche in der Lage, dem Geheimnis dieser Nacht näher zu kommen. Hier bedeutet jeder Verzicht auf eine der Lesungen den Verlust einer Sinndimension.

Den Kern der Osterverkündigung bildet die Exoduslesung: Gott errettet sein Volk aus der Todesgefahr. Mitten im nächtlichen Chaos der Meereswasser und der Ägypterflut lässt Gott einen Raum des Lebens für sein Volk entstehen. Dieser Text korrespondiert mit allen Festgeheimnissen der Osternacht. Osterkerze und

Feuersäule stehen für die Anwesenheit Gottes/Jesu Christi in der Nacht der tödlichen Gefährdung des Lebens und für das Prinzip göttlichen Lebens. Meerwasser und Taufwasser gehören zusammen, denn sie vernichten die Macht des Todes; und das Volk Israel ist ebenso das gerettete und neu geschaffene Volk wie das Volk der Gläubigen, die Kirche. Vergangenheit und Gegenwart gehören zusammen und berühren einander. Entsprechend heißt es in der Oratio: „Gott, deine uralten Wunder leuchten noch in unseren Tagen...“.

Es ist dasselbe Gotteslicht, das die Schöpfung erleuchtet, das die Israeliten auf ihrem Weg durch die Todeswasser führt und das den Gläubigen in der Osterkerze und dem Morgenlicht der Osterevangelien entgegenleuchtet. In allen diesen Ereignissen und Texten wirkt Gott – in altkirchlicher und liturgischer Lesart – durch seinen Sohn sein Heil zugunsten der erlösungsbedürftigen Menschheit: in Israel und Kirche.

Die übrigen Lesungen spinnen den theologischen Faden weiter fort. In Jes 55 ist vom wirksamen Wort Gottes die Rede (vgl. Gen 1 und Ex 15!), aber auch vom Bund Gottes mit den Völkern der Erde, wie er auch schon in Jes 54 zum Ausdruck kam. Während die Baruchlesung zur österlichen Lichtthematik zurückkehrt, spricht Ez 36 vom lebensspendenden Wasser. In allen biblischen Lesungen verdichten sich die Grundsymbole der Menschheit: Licht und Finsternis, Tag und Nacht, Wasser des Todes und Wasser des Lebens. Sie alle stehen für die Rettung aus dem Tod. Diese Grundsymbole werden aber nicht einfach allgemein erwähnt, sondern anhand der Haltepunkte der Heilsgeschichte, die Gott an Israel und den Völkern gewirkt hat und wirken wird. Und so wird aus jedem Ereignis der Vergangenheit ein seliges Heute. Für die Aktualität des Heilshandelns Gottes ist die Taufe der Schlüssel, auf den sich alle Orationen der Lesungen beziehen.

Nach diesen Lesungen folgen das Gloria, die Epistel sowie das Osterevangelium. Diese Struktur ist aus sich heraus leider missverständlich. Das Gloria setzt eine sehr deutliche Zäsur, und die Römerbrieflesung besitzt keine eigene

Oration und setzt sich so von den vorhergehenden Lesungen ab. Hier wird ein Bruch spürbar, was so wirken muss, als ob ab dem Gloria der Zeitpunkt wäre, an dem erst die Auferstehung Christi gefeiert würde und alle anderen Lesungen nur vorangehende Vorbereitungstexte gewesen seien. Dieses Missverständnis entsteht dadurch, dass die Liturgiereform die Wortgottes-Feier der Ostervigil mit ihren alttestamentlichen Lesungen übergangslos vor den Wortgottesdienst der Eucharistiefeier gesetzt hat, der eben mit der Epistel beginnt. Das Gloria markiert also schlicht den Beginn des „normalen“ Wortgottesdienstes der Eucharistiefeier, bewirkt aber ungewollt eine Dramatisierung, die dem Eigengewicht der je in sich geschlossenen Einzelfeiern der Osternacht nicht gerecht wird.

Todeswasser – Lebenswasser

An den Wortgottesdienst mit seiner expliziten Verkündigung des Osterevangeliums schließt sich die Tauffeier an; und dies hat höchste Bedeutung für die Feier der Osternacht. Was Gott an Heil an seinem Volk Israel gewirkt hat und was sich in der Auferstehung Christi ereignet hat, das vollzieht sich existenziell an jedem Gläubigen in der Taufe! Auch auf diese Weise wird aus dem „Damals“ ein „Heute“, in das alle Gläubigen einbezogen sind. So gehört zur Tauffeier auch die Tauferneuerung hinzu. Dieses Verständnis der österlichen Ereignisse kam schon an vielen Stellen der Feier zur Sprache; das Exsultet sprach ebenso davon wie die Orationen der Lesungen, die alle auf die Taufe ausgerichtet waren; und auch die Lesung aus dem Römerbrief hat genau das zum Thema. Noch einmal bindet das feierliche Gebet der Taufwasserweihe die vielen einzelnen Heilsergebnisse in dem einen Symbol des Wassers zusammen. So werden die Lesungen Gen 1 und Ex 15 wiederum angesprochen und in Zusammenhang mit der Taufe gebracht. Damit wird deutlich: Die Tauffeier ist die „Anwendung“ der österlichen Geheimnisse auf jeden Gläubigen, wie es auch in der Epistel (Röm 6) zum Ausdruck kommt.

Bei der Liturgiereform wäre es vom Zeichencharakter her sinnvoller gewesen, die Tauffeier an den Lesegottesdienst der Vigil anzuschließen und auf sie Wortgottesdienst und Eucharistiefeyer folgen zu lassen, wie es Tradition der Kirche von den ältesten erhaltenen Zeugnissen römischer Liturgie bis zur jüngsten Liturgiereform war. Damit wäre auch das Gefälle zwischen der Vigilfeier mit ihren alttestamentlichen Lesungen und dem Wortgottesdienst mit Epistel und Evangelium und der missverständlichen Dramaturgisierung beider selbstständiger Gottesdienstteile nicht entstanden. Hier wäre also eine Rückkehr zur erst 1970 verlassenen, bis dahin ungebrochenen römischen Tradition sehr zu wünschen.

Lebensbrot

Die Eucharistiefeyer unterscheidet sich in ihrer Feiergestalt nicht von anderen Eucharistiefeyern des Jahres. Aber in dieser Nacht wird den Gläubigen besonders erfahrbar, was es bedeutet, den auferstandenen Herrn in Gestalt des eucharistischen Brotes in der Mitte gegenwärtig zu erfahren und in der Feier der Eucharistie seinen Tod und seine Auferstehung zu feiern, bis er kommt in Herrlichkeit. In wohl keinem Gottesdienst des Jahres wird so deutlich wie in dieser Nacht erlebbar, dass die Feier der Eucharistie Gedächtnis des Tuns Christi und zugleich Sehnsucht und Vorgriff auf die Vollendung der Welt ist. Auch das Exsultet sprach an seinem Ende vom Erscheinen jenes wahren Morgensterns, der Christus selbst ist.

In jedem Teil: das Ganze

Diese wunderbare Struktur, dass jeder gottesdienstliche Teil der Osternachtfeier in sich das ganze Geheimnis von Tod und Leben, von Sterben und Auferstehung Christi umschließt und auf je eigene Weise feiert, gilt nicht nur für die Osternacht allein, sondern für alle Tage des Triduums.

Schon am Psalmsonntag stellt die Feier des Einzugs Christi in Jerusalem nicht allein ein Gedenken an das Ereignis zu Beginn der Passion dar, sondern ist zugleich (mit ihrem Zitat aus Psalm 118 als *dem* Pascha- und Osterpsalm) eine Vorwegnahme des Osterjubels und der eschatologischen Vollendung der Welt. Der Palmsonntag trägt daher im wortwörtlichen Sinn adventlichen Charakter. Dass er das Ganze von Leiden und triumphalem Sieg beinhaltet, zeigt auch die Verkündigung der Passion an diesem Sonntag, die ja bei einem historisierenden „Nachspielen“ der Ereignisse hier am falschen Platz wäre.

Dass der Gründonnerstag den Ereignissen Tod und Leben gewidmet ist, muss angesichts der zentralen Festgeheimnisse „Pascha“ und „Abendmahl/Eucharistie“ nicht eigens betont werden.

Und ebenso ist der Karfreitag nicht nur Tag des Gedenkens des Leidens und Sterbens Christi, sondern zugleich Feier des Sieges. Das kommt zum einen in der Johannespassion zum Ausdruck, in der ja der Tod Jesu als seine herrscherliche Inthronisation dargestellt wird; das äußert sich auch im Zwischengesang zum Evangelium, dem hermeneutischen Dreh- und Angelpunkt der Liturgie: „Christus wurde für uns gehorsam bist zum Tod, bist zum Tod am Kreuz. Darum hat ihn Gott erhöht und ihm den Namen verliehen, der über alle Namen ist“ (Phil 2,8f.). Äußerste Erniedrigung und Erhöhung fallen zusammen. Deshalb wird auch im Gottesdienst das Kreuz nicht als Marterwerkzeug, sondern als Siegeszeichen von allen Gläubigen verehrt.

Übrigens trägt bereits die karfreitägliche Lesung vom Gottesknecht (Jes 52f.) einen Anklang an die österliche Lichtsymbolik: „Nachdem er so vieles ertrug, erblickt er das Licht“ (Jes 53,11). Dieses Licht ist nichts anderes als das österliche Licht! Denn die Frauen kommen in der Frühe des Tages zum Grab, „als eben die Sonne aufging“ (Mk 16,2); noch dazu ist es der „erste Tag der Woche“, also der erste Schöpfungstag, womit der Bogen wieder zum Anfang, dem ersten Schöpfungstext Gen 1 geschlagen wird.*

Empfehlenswerte Literatur:

H.-G. Bongartz, G. Steins: Österliche Lichtspuren. Alttestamentliche Wege in die Osternacht. Ein Lese- und Arbeitsbuch. München 2001 (exegetische und homiletische Erschließung der alttestamentlichen Lesungen).

R. Messner: Einführung in die Liturgiewissenschaft. Paderborn 2001; darin: Die Osterfeier. (296–358). (Geschichte der Osternachtfeier und Einführung in die heutige Struktur des Triduums).

G. Braulik, N. Lohfink: Osternacht und Altes Testament. Studien und Vorschläge, Österreichische Biblische Studien 22. Frankfurt u. a. 2003. (Studien zu den liturgischen Texten der Osternacht und Überlegungen zu einer Ganznachtsvigil).

Anmerkung:

* Ich danke Dr. Beate Gilles und Dr. Harald Buchinger für die kritische Lektüre des Manuskripts.

Winfried Haunerland

Heimatverlust in der Kirche

Gottesdienstliche Feiern bei Pfarrei- auflösung und Kirchenprofanierung*

Am 7. Juli 2005 wurde in Berlin die St. Raphael-Kirche in Berlin Gatow abgerissen. Es war der letzte Kirchenbau des bekannten Architekten Rudolf Schwarz (1897–1961) und sein einziger in Berlin. Als Haus für den Gottesdienst war die Kirche nach Fusion zweier Pfarrgemeinden entbehrlich geworden. Überlegungen, den Baukörper zu einem Supermarkt umzugestalten, scheiterten am Einspruch der Witwe des Architekten. Versuche, die Kirche noch unter Denkmalschutz zu stellen, kamen zu spät. So wurde die Kirche St. Raphael gerade einmal 40 Jahre nach ihrer Kirchweihe im Jahr 1965 niedergerissen oder – euphemistisch formuliert – rückgebaut.¹

Das ist die knappe Zusammenfassung eines Prozesses, der sicher nicht einmalig bleiben wird. Weil Rudolf Schwarz zu den bedeutendsten Kirchenbaumeistern der Moderne gehört,² wurde der Vorgang vor allem unter architekturhistorischem Aspekt stark kritisiert. Aber auch bei künstlerisch weniger bemerkenswerten Kirchenbauten ist ein solcher Vorgang von höchster religiöser Bedeutung. Die Aufgabe konkreter Kirchengebäude und – häufig dem vorausgehend – die Auflösung bisher selbstständiger Pfarrgemeinden betreffen die religiöse Biographie unzähliger Menschen. Dass die damit verbundenen Verletzungen nicht ungeheilt bleiben, muss ein Anliegen der Kirchen sein. Dem gilt es im Folgenden nachzugehen.

Das Thema ist motiviert durch Entwicklungen, die sich derzeit an verschiedenen Orten der Bundesrepublik Deutschland abzeichnen. Dies soll zuerst etwas näher umrissen und auf mögliche Konsequenzen für die betroffenen

Menschen befragt werden. Welche Bedeutung die Liturgie bei der Zusammenlegung mehrerer Pfarreien und bei der Profanierung einzelner Kirchen haben kann, soll dann in zwei Schritten erläutert werden. Fünf abschließende Thesen bündeln die Überlegungen.

1. Der pastorale Hintergrund

Neue Pastoralpläne werden seit längerer Zeit in den meisten Diözesen Deutschlands entwickelt, um auf die aktuellen Herausforderungen angemessen zu antworten. Da schon in den 1970er Jahren nicht mehr jede Pfarrei von einem eigenen Pfarrer geleitet werden konnte, entstand bei vielen der Eindruck, die pastoralen Veränderungen seien allein aufgrund des Priestermangels notwendig. Doch je länger je mehr war nicht zu übersehen, dass es auch einen „Gläubigenmangel“ gibt. So hat beispielsweise die Diözese Essen eine Infrastruktur, die für etwa 1,5 Millionen Katholiken angelegt ist. Mittlerweile aber leben weniger als eine Millionen Katholiken im Ruhrbistum.³ Überproportional zurückgegangen ist darüber hinaus die Zahl der sonntäglichen Gottesdienstmitfeiernden von gut 500.000 auf knapp 110.000.⁴ Dieser Gläubigenmangel hat schließlich zu unübersehbaren Finanzierungslücken geführt, so dass pastorale Umstrukturierungen größeren Maßes nicht mehr zu vermeiden sind.

Während in der ersten Phase viele hofften, mit einer Kooperation selbstständiger Pfarreien auskommen zu können, wächst nun die Erkenntnis, dass Pfarrgemeinden aufgehoben werden müssen. Der verständliche Wunsch, alle bisherigen Kirchen zumindest als Filialkirchen weiterhin nutzen zu können, ist in mehreren Diözesen nicht mehr zu erfüllen. Da dies sicher nicht die Frage einiger weniger Bistümer wie Berlin, Aachen und Essen bleiben wird, hat die Deutsche Bischofskonferenz eine eigene Arbeitshilfe zur „Umnutzung von Kirchen“ mit „Beurteilungskriterien und Entscheidungshilfen“ herausgegeben.⁵ Darin erinnert sie, „dass Kirchengebäude für die

Angehörigen von Pfarrgemeinden auch emotionale Qualitäten haben. Oftmals sind sie die Stätten, an denen wichtige Schritte des Christseins durchlebt wurden: Taufe, Erstkommunion, Firmung, Hochzeit, Trauerfeiern für Angehörige u. a. m.“⁶ Nur verhalten klingt hier an, dass mit der Aufgabe einer Kirche schmerzhaft Prozesse für viele Menschen verbunden sein können und in der Regel auch verbunden sind. Denn „Kirchen sind Ankerpunkte individueller und kollektiver Identität“⁷. Der Verlust solcher Ankerpunkte der eigenen religiösen Biographie kann zu Irritationen führen, die wütend und hilflos machen. Obwohl die Gegenwart Gottes nicht an bestimmte Räume gebunden ist und obwohl Kirche überall da ist, wo Menschen im Namen Jesu zusammen kommen, ist doch der vertraute Raum für viele eine wesentliche Hilfe und gibt ihnen emotionale und geistliche Heimat.

Ähnliches gilt bereits, wenn pastorale Umstrukturierungsmaßnahmen zur Auflösung der eigenen Pfarrgemeinde führen, auch wenn das Kirchengebäude selbst davon nicht betroffen ist. Gerade Menschen, die in der eigenen Pfarrgemeinde beheimatet waren, haben Angst vor dem Verlust dieser Heimat. Mögen auch die pastoralen Entscheidungen unumgänglich sein, ihre negativen und belastenden Folgen sind es ebenso. Kann die Liturgie helfen, die Trauernden zu trösten und die Wunden zu heilen?

2. Pfarreiauflösung und liturgische Feiern

Heilung bedürfen nicht erst Christen, die Abschied von einer Kirche nehmen müssen. Trauer und Zorn spüren viele Pfarrgemeinden, die manchmal nach vielen Jahrzehnten, manchmal aber schon nach einer Generation ihre Selbstständigkeit verlieren. Schon als die ersten Pfarrer mehrere Pfarreien erhielten, traf dies das Selbstbewusstsein vieler Gemeindeglieder erheblich. Mit ungläubigem Staunen wurde seinerzeit noch die grundlegende Neuorganisation der Pfarreien zur Kenntnis genommen, die in zahlreichen Diözesen

Frankreichs stattgefunden hat.⁸ Mittlerweile sind aber auch in Deutschland nicht nur Kooperationen selbstständiger Pfarreien an der Tagesordnung, sondern auch Pfarrefusionen, mit denen das Ende zahlreicher Pfarreien verbunden ist. Natürlich sollen und können diese Umstrukturierungen für die Seelsorge und das Gemeindeleben positive Auswirkungen haben. Doch werden viele Gemeindemitglieder zuerst erfahren, dass Gewohntes und Vertrautes nicht mehr so ist wie früher.

Damit solche Umstrukturierungen von möglichst vielen mitgetragen werden, sollten schon bei den Vorüberlegungen und bei der konkreten Entscheidungsfindung eine möglichst große Transparenz und die Beteiligung vieler angezielt werden. Wichtig wäre, dass es bei diesen Prozessen möglichst wenig Sieger und Besiegte bzw. Verlierer und Gewinner gibt. Vielleicht kann die Liturgie eine Hilfe sein, dass auch die notwendig nüchternen Überlegungen in einen geistlichen Prozess eingebunden bleiben. Wie die ökumenischen Konzilien so sind bekanntlich auch die ordentlichen Diözesansynoden als Liturgie konzipiert.⁹ Die Kirche sucht gemeinsam einen Weg, den ihr der Heilige Geist zeigen muss. Nun dürfen sachliche Differenzen sicher nicht spirituell überdeckt werden. Es wäre jedoch zu fragen, ob es nicht sachgerecht wäre, wenn auch Planungs- und Informationsveranstaltungen der Gemeinden begonnen und beschlossen würden mit dem gemeinsamen Gebet, durch das die unterschiedlichen Interessen und Sorgen noch einmal dem Herrn der Kirche anvertraut werden.

Sind aber die grundlegenden Entscheidungen durch den Bischof gefallen, dann müssen die Veränderungen nicht nur organisatorisch bewältigt werden. Wenn die Kirche wesentlich aus der Liturgie lebt, dann müssen sich grundlegende Ereignisse in ihrem gottesdienstlichen Leben widerspiegeln. Wird eine neue Pfarrei gegründet, konstituiert sich diese liturgisch spätestens mit der Einführung des ersten Pfarrers, die nach altem Brauch und mittlerweile auch nach dem Caeremoniale Episcoporum im Gottesdienst, vorzugsweise in der Messfeier geschieht.¹⁰ Aus dem Bistum

Saint-Étienne wird berichtet, dass die Gründung der neuen 29 Pfarreien dort in einem feierlichen Bischofsgottesdienst in der Kathedrale stattfand, bei dem die neuen Pfarrer und Pfarrleitungsteams gesendet wurden.¹¹ Sinnvoll ist dabei sicher, dass der Bischof hier selbst persönlich in Erscheinung tritt. Für die betroffenen Gemeinden aber wird es wichtig sein, dass vor Ort Liturgie gefeiert wird, die auch Ausdruck des Übergangs in die neue Weise gemeindlichen Lebens ist.

Gerade wenn kleinere Pfarreien einer größeren einverleibt werden, muss auch den Mitgliedern der alten „Zentralpfarrei“ deutlich werden, dass für sie ebenfalls wesentliche Veränderungen eintreten. Liturgisch könnte dies etwa darin bestehen, dass zum Beginn der neuen Ära alle bisherigen Gottesdienstgemeinden sich sehr bewusst in ihren angestammten Kirchen versammeln und dort mit Dank und Trauer Abschied nehmen von der alten Weise, Pfarrei zu sein. Sternförmig könnten die verschiedenen Teilgemeinden dann zu einem „neutralen“ Ort ziehen, von wo sie – nach einer Statio dort – gemeinsam den Weg in die neue gemeinsame Pfarrkirche antreten.

Bekanntlich werden bei den sogenannten Übergangsriten („rites de passage“) im Anschluss an die immer noch fruchtbaren Analysen des französischen Ethnologen Arnold van Gennep (1873–1957) drei Phasen unterschieden, die offensichtlich bei verschiedenen Statusveränderungen zu beobachten sind: Auf eine Trennungsphase, in der sich die Loslösung vom alten Zustand vollzieht, folgt eine Schwellen- oder Umwandlungsphase; mit einer Integrationsphase wird der Übergang in den neuen Zustand beendet.¹² Eine Prozession der verschiedenen alten Gemeinden hin zur neuen Zentralkirche könnte die Funktion eines solchen Übergangsrituals haben. Der Auszug aus den alten Kirchen lässt die Menschen erleben, dass sie etwas zurücklassen müssen (ein sinnfälliges Zeichen könnte es sein, wenn dabei feierlich die bisherigen Kirchenbücher geschlossen werden). Die Prozession mit ihrer

sammelnden Statio zeigt den Übergang an, der in der kommenden Zeit, ja vielleicht in den kommenden Jahren mühsam zu bewerkstelligen sein wird. Die gemeinsame Ankunft in der neuen gemeinsamen Pfarrkirche antizipiert das Ziel, das mit der kanonischen Errichtung der neuen Pfarrei bzw. der Eingliederung weiterer Pfarrgebiete rechtlich jetzt erreicht ist. Im Bewusstsein und im Leben der Gemeinde wird dieses Ziel aber sicher in der Regel noch ausstehen und bleibt deshalb eine wichtige Gestaltungsaufgabe für die Pastoral. Die Bereitschaft, diese entfaltete Liturgie mitzufeiern, kann Zeichen und Hilfe sein, sich auf die anstehenden Veränderungen einzulassen. Deshalb ist es wichtig, dass auch die alten Pfarrangehörigen der Zentralpfarre nicht einfach die anderen Gemeindeteile in ihrer Kirche erwarten. Auch sie sollen sich vielmehr aufmachen und kehren dann in eine Kirche zurück, die in Zukunft nicht mehr ihnen allein „gehört“, sondern Mittelpunkt für viele andere werden soll.¹³ Ein Andachtsbildchen, das an dieses wichtige Ereignis erinnert, könnte für alle eine Unterstützung sein, dass die Geschichte der Pfarrei nicht verdrängt wird und die anstehende Herausforderung im Bewusstsein bleibt.

Schmerzhafter noch als die Neuorganisation kanonischer Pfarreien ist es, wenn im Zusammenhang damit oder auch unabhängig davon Kirchengebäude profaniert werden, die bisher gottesdienstlich genutzt wurden und vielen Menschen religiöse oder gar spirituelle Heimat gegeben haben. Kann auch hier Liturgie Hilfe zur Heilung geben?

3. Kirchenprofanierung als liturgische Herausforderung

Das kanonische Recht verlangt, dass ein Kirchengebäude baldmöglichst geweiht oder zumindest gesegnet wird.¹⁴ Die Kirchweihe selbst ist ein entfaltetes Ritual, mit dem in eindrucksvoller Weise der Neubau seiner gottesdienstlichen Bestimmung übergeben wird. Wenn eine Kirche allerdings nicht mehr zum Gottesdienst verwendet werden kann oder

soll und vom Diözesanbischof profaniert wird, ist von einer liturgischen Feier im Kodex des kanonischen Rechtes keine Rede.¹⁵ Die hohe Wertschätzung, die dem Kirchengebäude bisher entgegengebracht wurde, legt es jedoch nahe, dass auch in angemessener Form gottesdienstlich Abschied genommen wird.

Weil Abschied nehmen ein Prozess ist, der seine Zeit braucht, ist es sicher sinnvoll, mit verschiedenen liturgischen Feiern die letzte Phase der gottesdienstlichen Nutzung der Kirche bewusst zu gestalten.¹⁶ In der Regel wird aber ganz zum Schluss eine letzte Feier der Messe die liturgische Nutzung beenden. Dabei ist es sinnvoll, dass beim Abschied von einem Kirchengebäude Dank gesagt wird. Denn so schmerzlich dieser Abschied auch für viele ist, so darf doch nicht vergessen werden, wie viel Gutes in dieser Kirche empfangen wurde. Es sind ja gerade gnadenhafte Erfahrungen, die den Verlust einer Kirche so bitter werden lassen. Die Parallelität zur Trauer bei einer Bestattung ist offensichtlich. Auch dort sind nicht selten Trauer und Wut die vorherrschenden Gefühle der Hinterbliebenen. Aber in diese Trauer gehört auch der Dank für all das, was Gott dem Verstorbenen geschenkt und was wir durch den Verstorbenen erhalten haben. Analog gilt es auch hier, die Trauer zu verbinden mit dem Dank für das, was in der Vergangenheit Gott in dieser Kirche hat Gutes wachsen lassen. Die Gnaden, mit denen die Menschen bisher hier beschenkt wurden, bleiben Grund zur Freude und Danksagung, auch wenn in Zukunft dieser Ort nicht mehr so genutzt werden kann wie bisher.

Doch reicht es natürlich nicht, wenn der letzte Gottesdienst nur von der Dankbarkeit bestimmt ist. Um der Menschen willen muss auch deutlich werden, dass es sich hier um den letzten Gottesdienst in dieser Kirche handelt und dass jetzt Abschied genommen werden muss. Bekanntlich ist bei einem Begräbnis das Absenken des Sarges ein besonders schmerzliches Moment, der aber für den Trauerprozess von großer Bedeutung ist. Analog muss bei einer letzten Eucharistiefeier in einer zu profanierenden Kirche die Unumkehrbarkeit des Prozesses erlebt werden. Deshalb ist es sinnvoll,

wenn am Ende des Gottesdienstes das Profanierungsdekret des Ordinarius vorgelesen wird und in Kraft tritt. Sinnenfälliger aber noch ist, wenn der Tabernakel gelehrt und das Ewige Licht ausgeblasen wird. Denn zu Recht gilt ja die Gegenwart Jesu Christi im Eucharistischen Sakrament als ein Charakteristikum einer katholischen Kirche. Natürlich werden vor einer anderweitigen Nutzung oder dem Abriss der Kirche noch Reliquien, Heiligenbilder u. ä. entfernt und gesichert werden, wenn dies nicht bei der letzten Eucharistiefeier geschehen kann. Aber der leere Tabernakel und das erloschene Ewige Licht symbolisieren bereits eindrücklich, dass hier jetzt kein katholischer Gottesdienstraum mehr ist. Wenn dann noch die Orgel verstummt, spüren alle: Der liturgische Abschied von dieser Kirche ist vollzogen.

So wichtig der dankbare Rückblick und die Erfahrung des Abschieds ist, es wäre zu wenig, wenn die Liturgie anlässlich der Profanierung einer Kirche nur rückwärtsgerichtet ist. Mag auch eine liebevoll gestaltete Abschiedsfeier bereits trostvoll sein, so wird doch eine wandelnde und heilende Kraft viel eher von einer Liturgie zu erwarten sein, die als Übergangsritual in eine neue Wirklichkeit erlebt und gefeiert werden kann. Die Gottesdienstgemeinde, die jetzt ihren gewohnten Gottesdienstort verliert, muss eine neue Heimat finden. Die Liturgie anlässlich der Profanierung sollte also den Übergang zu einem neuen Gottesdienstort Gestalt werden lassen. Deshalb ist es wichtig, dass anlässlich einer Profanierung nicht nur das Ende der gottesdienstlichen Nutzung dekretiert wird, sondern zugleich entschieden wird, wo denn in Zukunft die Menschen gottesdienstlich zu Hause sein sollen, die bisher hier Liturgie gefeiert haben.

Mit der letzten Eucharistiefeier und ihrer rituellen Ausgestaltung ist allerdings erst die Trennung von der alten Kirche vollzogen. Deshalb sollte sich die versammelte Gemeinde nach der Messfeier gemeinsam auf den Weg machen, um das Allerheiligste zu jener Kirche zu begleiten, wo in Zukunft Gottesdienst gefeiert werden

soll; dort kann sie gemeinsam mit denen, die immer schon hier ihre Heimat hatten, die Feier liturgisch beschließen. Die Prozession wird wieder Ausdruck für den – schmerzhaften – Wandlungsprozess, in der abschließenden Statio in der neuen Kirche vollzieht sich die notwendige Reintegration. So entfaltet und strukturiert ist die Liturgie anlässlich der Profanierung einer Kirche nicht nur ein Abschieds- und Trennungsritus, sondern ein umfassendes Übergangsritual, das Trost spenden und Mut machen kann.

Weil die Profanierung einer Kirche ein ekklesiales Ereignis von großem Gewicht ist, soll der Bischof selbst der Feier vorstehen. Wo es möglich ist, sollte das Bild des Kirchenpatrons oder etwa vorhandene besonders verehrte Bilder aus der profanierten Kirche mit zum neuen Gottesdienstort genommen werden. Wenn dort für diese Bilder bereits ehrenvolle Plätze vorbereitet sind, kann auch das ein Beitrag sein, dass die Gottesdienstgemeinde der profanierten Kirche in der neuen Kirche eine neue Heimat findet. Dabei ist insgesamt darauf zu achten, dass liturgische Feier und außerliturgische Umgangsformen nicht in einer Spannung stehen, die den liturgischen Vollzug unglaubwürdig erscheinen lässt. Die liturgisch gefeierte Offenheit der Gemeinden füreinander muss sich ja im Alltag bewähren, und die persönliche Bereitschaft des Bischofs, eine Gemeinde bei einem schmerzlichen Übergang zu begleiten, sollte auch nicht allein in der liturgischen Feier erlebt werden. Gibt es aber hier Konvergenzen, kann die Liturgie eine heilsame Verdichtung sein.

Ganz in diesem Sinn haben die deutschen Bischöfe für ihre Arbeitshilfe zur „Umnutzung von Kirchen“ sehr bewusst einen „Ritus anlässlich der Profanierung einer Kirche“ entwickelt.¹⁷ Dies schien ihnen notwendig, weil auch die nachkonziliar erneuerte römische Liturgie keine entsprechende liturgische Ordnung kennt, in der Sache aber ein – leider – steigender Bedarf an einer solchen Feier besteht. Die Bischöfe konnten dabei anknüpfen an diözesane Profanierungsriten aus dem Spätmittelalter und der Neuzeit.¹⁸ Der

Schwerpunkt bei den neuzeitlichen Profanierungsriten liegt sicher in einem ehrfürchtigen Umgang mit dem konsekrierten Altar. Doch findet sich mehrfach der Hinweis, dass besondere Reliquien, vor allem vollständige Körper der Heiligen unter Beteiligung von Klerus und Volk in eine vom Bischof bestimmte Kirche übertragen werden sollen. Dorthin sind auch die sakralen Bilder zu bringen, bevor mit der Zerstörung der Altäre begonnen werden kann. Von einer entsprechenden Prozession spricht zuerst die Mailänder Provinzialsynode von 1576 unter dem großen Reformbischof Karl Borromäus (*1538; 1560–1584). Ausdrücklich wird hier verlangt, dass sich daran auch der Klerus jener Kirche beteiligen soll, zu der die Reliquien und Heiligenbilder getragen werden.

Natürlich ist ein wesentlicher Unterschied nicht zu übersehen. Den älteren Ordnungen ging es vor allem um den achtsamen Umgang mit den verehrungswürdigen Gegenständen und Bildern. Stärker als damals fragen neu konzipierte Liturgien danach, was für die betroffenen Menschen hilfreich und heilsam ist. Doch sollte aus den unterschiedlichen Akzentsetzungen kein kontradiktorischer Widerspruch konstruiert werden. Denn der ehrfürchtige Umgang mit dem, was von den Menschen verehrt wurde und wird, ist eine Voraussetzung für den angemessenen Umgang auch mit den Menschen selbst. Eine Liturgie, die ohne Rücksicht auf die verehrten Orte, sakramentalen Zeichen, Reliquien und Andachtsbilder therapeutisch konzipiert würde, würde ihr Ziel nicht erreichen.

Diese eher ritentheoretischen Überlegungen sind allerdings noch einmal aus liturgietheologischer Perspektive zu ergänzen: Die entscheidende wandelnde und heilende Kraft erwächst für den Glaubenden nicht aus dem gelungenen Ritus, sondern aus Gottes heilendem Tun in der Liturgie. Er ist mit seiner Kirche, wenn sie Abschied nimmt, aber vor allem, wenn sie mutig weiterschreitet in die Zukunft, die er ihr bereitet hat. Diese theologische Dimension darf nicht vergessen werden, auch wenn sie hier nicht näher entfaltet werden

konnte. Liturgie ist ja primär nicht das, was wir tun, sondern was Gott für uns tut.

4. Fünf Thesen zum Abschluss

1) Pastorale Veränderungen dürfen nicht nur als administrative Herausforderung verstanden werden, sondern sollen geistliche Prozesse bleiben. Dem dienen liturgische Feiern, die solche Prozesse begleiten und strukturieren.

2) Strukturelle Veränderungen wie die Auflösung bestehender Pfarreien oder die Profanierung einer Kirche werden von vielen Menschen primär als Verlust erlebt, zu dessen Bewältigung auch Trauerarbeit gehört. Dazu kann die Liturgie ihren Beitrag leisten.

3) Pastorale Entwicklungen sichern nicht einfach das Vergangene, sondern sollen in die Zukunft führen. Dem dienen liturgische Feiern, die als Übergangsriten konzipiert sind. Dabei ersetzt die Liturgie nicht die meist langwierigen und mühsamen Lebensprozesse der betroffenen Menschen und Gemeinden. Sie kann diese aber symbolisch verdichten, im Ritus bereits erstmals durcharbeiten und das Ziel im Modus der Hoffnung antizipieren.

4) Alle Mühe um eine sachgerechte Gottesdienstfeier darf nicht vergessen lassen, dass der rituelle Vollzug aus sich heraus keine Wandlung und Heilung bringt. Die Kirche vertraut aber darauf, dass Gott selbst in ihrer Liturgie am Werk ist. Genau deshalb haben liturgische Feiern eine wandelnde und heilsame Kraft und helfen, dass die Trauer über den Verlust kirchlicher Heimat verwandelt werden kann in ein neues Vertrauen.

5) Auch die Heimat, die im Idealfall am Ende eines solchen Prozesses wieder gefunden wird, ist keine endgültige Heimat. Liturgische Übergangsriten bleiben deshalb Liturgie, die immer daran erinnert, dass unsere Heimat im Himmel ist¹⁹ und wir erst dort jenes Ziel finden, auf das wir in dieser Weltzeit unterwegs sind.

Anmerkungen:

- * Der Beitrag ist das um Anmerkungen ergänzte Manuskript einer Objektstudie auf dem XX. Kongress der Societas Liturgica in Dresden vom 8.–13. August 2005. Der Kongress stand unter dem Thema: „Die wandelnde und heilende Kraft der Liturgie in einer gebrochenen Welt“.
- ¹ Mehrfach wurde darüber in der Presse berichtet; vgl. etwa Christian Welzbacher: Die Glocke fällt. Implosion des Gedenkens: Eine Berliner Kirche von Rudolf Schwarz soll Supermarkt werden, in: FAZ v. 3. Juni 2005, Nr. 126, 35; Initiative für die Erhaltung der St. Raphael-Kirche gestartet, in: Die Welt v. 22. Juni 2005; Schnell weg damit. Kirche Sankt Raphael in Berlin abgerissen, in: FAZ v. 9. Juli 2005, Nr. 157, 37; Kirchensterben, in: FAZ v. 12. Juli 2005, Nr. 159, 33.
- ² Vgl. Josef Kern: Art. „Schwarz, Rudolf“, in: LThK 9 (2000) 324f., hier 324.
- ³ Vgl. Bistum Essen. Kirchliche Statistik. Hg. v. Dezernat 8, Abteilung IV – Kirchliche Sozialforschung und Statistik – des Bischöflichen Generalvikariates Essen. Juli 2005, 14f. Die höchste Katholikenzahl wurde 1962 mit 1.489.596 gezählt. Seither nimmt diese mehr oder weniger kontinuierlich ab. 941.973 ist die Zahl für 2004.
- ⁴ Exakt waren es maximal 514.613 (im Jahr 1962) und minimal 108.533 (im Jahr 2004).
- ⁵ Vgl. Umnutzung von Kirchen. Beurteilungskriterien und Entscheidungshilfen. 24. September 2003. Hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Arbeitshilfen 175). Bonn 2003.
- ⁶ Umnutzung von Kirchen (s. Anm. 5) 7 (Einführung).
- ⁷ Umnutzung von Kirchen (s. Anm. 5) 12 (Absatz 2.2).
- ⁸ Vgl. dazu z.B. Louis Mauvais: Pastorale Neustrukturierungen in Frankreich. Das Beispiel der Erzdiözese Besançon, in: ThPQ 147 (1999) 163–170.
- ⁹ Vgl. Caeremoniale Episcoporum ex decreto Sacrosancti Oecumenici Concilii Vaticani II instauratum auctoritate Ioannis Pauli Pp. II promulgatum. Editio typica. Libreria Editrice Vaticana 1984, Reimpressio 1995, Nr. 1169–1176; Zeremoniale für die Bischöfe in den katholischen Bistümern des deutschen Sprachgebietes. Hg. im Auftrag der Bischofskonferenzen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz sowie der (Erz-)Bischöfe von Bozen-Brixen, Lüttich, Luxemburg und Straßburg. Solothurn u.a. 1998, Nr. 1184–1191; Martin Klöckener: Die Liturgie der Diözesansynode. Studien zur Geschichte und Theologie des „Ordo ad Synodum“ des „Pontificale Romanum“. Mit einer Darstellung der Geschichte des Pontifikale und einem Verzeichnis seiner Drucke (LQF 68). Münster 1986; Arnaud Join-Lambert: Die Feier

der Diözesansynode. Zwischen Kreativität und liturgischen Vorgaben des Caeremoniale Episcoporum, in: Manifestatio Ecclesiae. Studien zu Pontifikale und bischöflicher Liturgie [FS Reiner Kaczynski zum 65. Geburtstag]. Hg. v. Winfried Haunerland u.a. (StPLi 17). Regensburg 2004, 573–588.

- ¹⁰ Vgl. Caeremoniale Episcoporum 1995 (s. Anm. 9) Nr. 1185–1198, hier 1187; Zeremoniale für die Bischöfe 1998 (s. Anm. 9) Nr. 1200–1213, hier 1202; zur Sache insgesamt Christoph Freilinger: Die Amtseinführung des Pfarrers. Die liturgischen Ordnungen und ihre Bilder des Gemeindeführers – eine Studie zum deutschen Sprachgebiet in der Neuzeit (StPLi 16). Regensburg 2003; ders.: Die Amtseinführung eines Pfarrers durch den Bischof. Überlegungen zu einem Kapitel des Zeremoniale, in: Manifestatio Ecclesiae (s. Anm. 9) 589–614.
- ¹¹ Vgl. dazu Philippe Barras: Fondation des nouvelles paroisses, in: Célébrer Nr. 292/1999, 5f.
- ¹² Vgl. dazu Arnold van Gennep: Übergangsriten (Les rites de passage). Aus dem Französischen von Klaus Schomburg und Sylvia M. Schomburg-Scherff. Mit einem Nachwort von Sylvia M. Schomburg-Scherff. Frankfurt – New York – Paris 1986.
- ¹³ Dieser Prozess kann sicher noch unterstützt werden, wenn Bilder oder Symbole die aus den anderen Kirchen stammen oder auf diese verweisen, einen Platz in der neuen Pfarrkirche finden. – Zur Liturgie im Prozess des Zusammenwachsens mehrerer Gemeinden zu einer Seelsorgeeinheit oder einer Großpfarre vgl. auch Winfried Haunerland: „Seelsorge vom Altare her“. Liturgie in Zeiten der Seelsorgeräume, in: Aufmerksame Solidarität. FS Maximilian Aichern. Hg. v. Peter Hofer. Regensburg 2002, 75–93; ders.: Abschied vom Angebot? Gottesdienst im pastoralen Umbruch (Werkstattgespräche Gemeindebilder). Hg. v. Bischöflichen Seelsorgeamt Essen. Abteilung Gemeindepastoral u. v. Kardinal-Hengsbach-Haus. o. O. o. J. [Essen 2002]; insgesamt auch Birgit Jeggle-Merz: Gottesdienstliches Leben angesichts von Priesterangel und „Seelsorgeeinheiten“. Oder: Auf der Suche nach einer neuen Identität, in: Arbeitsstelle Gottesdienst 39/2001, 21–40; Benedikt Kranemann: Gemeindeliturgie vor den Herausforderungen der „Seelsorgeeinheit“, in: Priester und Liturgie. Hg. v. George Augustin u.a. FS Manfred Probst. Paderborn 2005, 371–391.
- ¹⁴ Vgl. can. 1217 CIC.
- ¹⁵ Vgl. can. 1222 CIC. – Vgl. zu den kanonistischen Aspekten insgesamt Nikolaus Schöch: Umnutzung von Kirchen. Kirchenrechtliche Überlegungen zu einem aktuellen Problem, in: Archiv für katholisches Kirchenrecht 173 (2004) 42–88 [im Druck].

¹⁶ Gruppen, die bisher regelmäßig hier bestimmte Gottesdienste (Andachten, Rosenkranzgebet, Schulgottesdienste, Gruppenmessen u. ä.) gefeiert haben, sollten jeweils die letzte Feier bewusst wahrnehmen. Vielleicht gibt es noch einmal ein festliche Andacht zum Kirchenpatron oder eine Vigilfeier des dankbaren Rückblicks und der vertrauensvollen Bitte. Zu überlegen wäre, ob nicht auch an das kollektive Versagen in der Geschichte erinnert werden und dies in einem Bußgottesdienst gebündelt werden kann.

¹⁷ Vgl. Umnutzung von Kirchen (s. Anm. 5) 26–29 (Ritus anlässlich der Profanierung einer Kirche).

¹⁸ Vgl. dazu umfassend Winfried Haunerland: Abschiedsfeier oder Übergangsritual? Zur Liturgie anlässlich der Profanierung einer Kirche, in: *Manifestatio Ecclesiae* (s. Anm. 9) 549–566.

¹⁹ Vgl. Phil 3,20.

Armin Schneider

Theologie von Organisations- veränderung

Evangelisierende Strukturen und Verfahren

Alle Veränderung ist unbequem: dies erleben derzeit Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den unterschiedlichsten kirchlichen Organisationen. Da sind zum einen die vielfach zitierte Krisen der Großorganisationen, seien es Parteien, Gewerkschaften oder eben auch Kirchen. Zum anderen sind es Geldnöte, die zu Umstrukturierungen, Sparrunden und neuen wirtschaftlichen Krisen führen. Vielfach verheißen Methoden, Verfahren und Prozesse, die von Wirtschaftsunternehmen unternommen werden, eine bessere Zukunft. Vergessen wird bei all diesen Bemühungen, dass alle Methoden, Verfahren und Prozesse explizit oder implizit Werte und Menschenbilder transportieren.

Wird von einer Theologie in der Tradition des II. Vatikanums ausgegangen, so müsste der sakramentale Charakter der Kirche als „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG 1) nicht nur die ekklesiologische Gestalt der Kirche, sondern auch deren soziologische Wirklichkeit bestimmen, zumal von einem Zusammenwachsen der komplexen Wirklichkeit Kirche aus menschlichem und göttlichem Element die Rede ist (LG 8). Wenn dem so ist, dann liegen in den derzeitigen Veränderungen enorme Chancen für die Verkündigung und die Glaubwürdigkeit der Kirche. Diese gilt es zu nutzen. Als ein wichtiger Baustein wird hier eine theologisch motivierte Organisations- und Personalentwicklung als Weg der Veränderung vorgestellt werden.

Strategien der Veränderung

Wie bei allen Organisationen geht es bei den am häufigsten genannten zukünftigen Herausforderungen um die Organisation, die Struktur (nicht umsonst heißt es oft Strukturreformprozess) sowie um die Menschen in den Strukturen, die nicht nur funktionieren sollen, sondern ihre Entfaltung in den Dienst der Organisation stellen bzw. in der Kirche als evangelisierende oder Zeugnis gebende Mitarbeiter wirken sollen. Grundsätzlich sind mindestens drei verschiedene Strategien beobachtbar, die allerdings selten in Reinform vorkommen. Die Methode Macht: Veränderungen werden in der Hierarchie „top down“ mit Macht durchgesetzt, hier wird davon ausgegangen, dass die Spitze der Hierarchie am besten weiß, was für die Organisation gut und richtig ist. Zweitens die Methode Experte: externe Experten analysieren und machen mehr oder weniger „objektive Vorschläge“ zur Steigerung der Effizienz. Und schließlich die Methode Organisationsentwicklung: Die Veränderung erfolgt nach eigenen, selbst entwickelten Maßstäben unter Beteiligung der Betroffenen.

Alle Formen haben ihre Vor- und Nachteile. Die Methode Macht ist in der Formulierung der Ziele schnell. Eine Hierarchie funktioniert, wenn die Aufgaben und Herausforderungen einfach und begreiflich sind. Die Organisation Feuerwehr könnte vermutlich ohne eine klare Befehlsstruktur nicht wirksam agieren. Eine Hierarchie hat ihre Tücken, wenn es um komplexe Fragen geht. Die Spitze der Hierarchie kann in solchen Fragen nicht alle nötigen Informationen haben. Die Katholische Soziallehre hat sicher auch aus dieser Erkenntnis heraus das Prinzip der Subsidiarität ausgeprägt. Wird den Mitgliedern einer Organisation von der Spitze allzu viel zugemutet und die Herrschaft überbetont, kommt es leicht zu Gegenbewegungen, zur Opposition oder Gegenmacht, dies führt zu Demotivationen auf Kosten der Organisation oder wenn möglich zur Abkehr von der Organisation. Die Kirchengeschichte ist voll von Kirchenspaltungen, Abtrünnigen und

Aufständen gegen eine Obrigkeit, die bei Veränderungen allzu sehr auf Macht setzte. Geschickte Führungskräfte jedoch, die die Macht verantwortlich einsetzen und neben sich selbst auch auf andere setzten, blieben in besserer Erinnerung.

Der Experte von außen hat den großen Vorteil, dass er ohne Scheuklappen in einer Organisation Dinge ansprechen kann, die das eigene System aus einer gewissen Betriebsblindheit heraus nicht mehr erkennt. Nachteile sind hier die Abhängigkeit vom Auftraggeber und die Gefahr, dass der Auftraggeber sich allzu schnell die Hypothesen des Experten zu Eigen macht. Die Sicherheit, „jetzt braucht nur noch der Plan umgesetzt zu werden“, ist trügerisch. Nicht selten geben sich mehrere Experten die Türklinke in die Hand mit jeweils eigenen Rezepten, die mal mehr, mal weniger passen. Wenn die Berater beispielsweise von McKinsey, die in vielen Erzbistümern und Bistümern eingesetzt sind oder waren, zu einer „aktiven und systematischen Bewältigung“ des Trends „von der allgemeinen Volkskirche zu einer missionarischen Kirche im Volk“ aufrufen, ist dies aus der sorgfältigen soziologischen Analyse der Unternehmensberater heraus keine verwerfliche Aussage.¹ Ebenso wird vor den Irrwegen z.B. einer reinen Ökonomisierung oder dem Rückzug in die Sakristei gewarnt. Es fehlt bei einer Unternehmensberatung jedoch, naturgemäß, neben der soziologischen Analyse eine theologische Analyse, ein theologischer Anspruch an Organisation und Institution. Schließlich scheint es fraglich ob ein so ehrgeiziges Programm, das auf Voraussetzungen beruht, die innerhalb der Kirche alles andere als unumstritten sind (Bereitschaft, die Trends zu akzeptieren und einen Paradigmenwechsel zu vollziehen), jemals umgesetzt werden kann, wenn einer Eigendynamik und -logik des Systems Kirche, zu dem eben auch ein ekklesiologischer Anspruch gehört, nicht ausreichend Rechnung getragen wird. Eine Eins-zu-eins-Umsetzung solcher Beraterlösungen scheint eher Illusion denn Wirklichkeit zu sein.

Bleibt die Organisationsentwicklung, die alles andere als eine schnell umzusetzende Methode ist, bedarf sie doch der Absprachen, der Beteiligung verschiedener Hierarchieebenen, hat sie auf der anderen Seite jedoch den Vorteil, dass Betroffene zu Beteiligten gemacht werden und daher die Umsetzung von Ideen einfacher vonstatten gehen kann. Aber auch die „Experten“ der Organisationsentwicklung sind von ganz unterschiedlicher Qualität und definieren ihre Methode mit einem je eigenen „Zungenschlag“.

Kirche ist in einer komplexen Wirklichkeit und selbst komplex gestaltet, so dass ein rein machtorientierter Ansatz ebenso wenig weiterhilft wie der Experte von außen, beide können nur einen Teilaspekt der Komplexität abbilden. Deshalb, und das wissen alle Verantwortungs-träger in der Kirche, sind sie auf die Mitwirkung vieler angewiesen. Doch Appelle und Predigten helfen nur begrenzt weiter. Erfolg verspricht hier eher ein Ansatz, der verschiedenen Blickwinkel miteinander in Verbindung bringt, aber auch für die Außensicht eine Offenheit aufzeigt. Daher bietet sich die Diskussion der Organisationsentwicklung an.

Organisation und Ethik

Die Frage, die sich stellt, ist die, wie denn die o.g. Theologie, oder ganz allgemein eine Wertvorstellung in einer Organisation Bedeutung erlangen kann. Die hehre Absicht einzelner Personen allein stößt in einer Organisation an Grenzen. Der wissenschaftliche Streit, ob eine Organisation beispielsweise moralisches Handeln fördert oder aber hindert, ist noch nicht entschieden. Es muss aber davon ausgegangen werden, dass es beides gibt, zum einen die von dem Osloer Friedensforscher Galtung in den 70er Jahren formulierte „strukturelle Gewalt“⁴² als auch die von Papst Johannes Paul II. gerade auch auf den Kölner Weltjugendtag hin formulierte Sehnsucht nach einer „Zivilisation der

Liebe“. Es kommt wie so oft darauf an, wie denn Strukturen geschaffen sind und welcher Geist in ihnen herrscht. Allein auf das Individuum und seine Wertigkeiten zu setzen wird offenbar zu wenig sein, zeigen doch Untersuchungen über Mobbing in Organisationen, dass dies gerade dort vorkommt, wo hochmotivierte Menschen in hohem persönlichen Kontakt miteinander arbeiten oder wo Leitlinien das Handeln normieren: Im sozialen Bereich und bei Finanzdienstleistungen. Gerade in diesen Bereichen ist die Mobbingquote am höchsten. Eine mögliche Erklärung: Die Strukturen hemmen moralisches Verhalten oder aber sie fördern gar unmoralisches Verhalten. Soll also nachhaltig moralisches Verhalten in einer Organisation bestimmend sein, muss dies bei den Veränderungsstrategien schon grundgelegt sein.

Für die Organisations- und Personalentwicklung, die nachhaltig und dauerhaft Organisationen und Personen in ihnen entwickeln will, ist demnach zu fragen, wes Geistes Kind sie ist. Das heißt: Mit welchen Werten tritt der Berater, die Führungskraft an, wenn sie Organisations- und Personalentwicklung betreibt: Geht es um das mechanische Wirken der Menschen nach dem Muster der Industrie, geht es um den unreflektierten Gehorsam oder geht es um eine Entwicklung von Mensch und Organisation zum Wohle eines größeren Allgemeinen?

Will Organisations- und Personalentwicklung zu einer verantwortlichen Organisation beitragen im Sinn einer die Verantwortung des Einzelnen fördernden Organisation, so muss sie Werte in ihrer Methode integrieren: Welchen Stellenwert hat der Mensch, wie werden Werte kommuniziert, welche Verfahren werden angewendet und zu guter letzt: wie versteht sich Leitung? Wenn eine so geartete Organisations- und Personalentwicklung Werte vermittelt und in ein System der Organisation integriert, dann kann diese glaubwürdig ihre Werthaltungen leben und ihre Umwelt überzeugen.

Kirche als „Zeichen und Werkzeug“

Bezogen auf die Kirche wäre ein solcher rein innerweltlicher Blick zu wenig. Wenn es in der Kirche auch um das „göttliche Element“ geht, dann heißt dies, die Organisations- und Personalentwicklung ist in dem eschatologischen Spannungsverhältnis des schon angebrochenen Reiches Gottes und der Zusage seiner nicht in unserer Macht liegenden Vollendung verhaftet und gleichzeitig geerdet. Bei allem Nutzen der Organisationsentwicklung darf hier nicht der Nutzen für die Effizienz Hauptkriterium sein, sondern der Nutzen für das eben ausgeführte „Reich Gottes“. Eine Verkürzung der Problematik auf den Effizienzgedanken geht an der Wirklichkeit vorbei.

Wenn Theologie oder Spiritualität alle Bereiche der Kirche als Mysterium von göttlichen und menschlichen Dimensionen durchdringen soll, so gilt dies auch für die Theologie im Bereich der Veränderungsstrategien. Nur so kann gelingen, dass mit den Werkzeugen auch das Zeichen und Werkzeug Kirche von Gottes Geist durchdrungen wird oder bleibt und glaubwürdig handeln kann.

Organisations- und Personalentwicklung darf, will sie eine theologische Perspektive aufweisen diese nicht als „theologische Soße“ im Sinne eines äußeren Anstriches und Verkaufsargumentes betreiben, sondern muss die Organisations- und Personalentwicklung im Innersten durchdringen.

Eine solche Theologie geht von einem exegetisch-biblischem Verständnis aus, d.h. der Christ steht in der Nachfolge des menschgewordenen Christus und hat seine Orientierung in seiner Endlichkeit an diesem. Der Mensch ist in Freiheit verantwortlich und trägt eine Gottesebenbildlichkeit. Eine davon abgeleitete Perspektive von Organisations- und Personalentwicklung sieht stärker als eine rein ethische Qualität eine Verantwortung über das derzeitige irdische und menschliche Leben hinaus und hat in ihrer Organisation und in ihrer äußeren Form als kirchliche Organisation den

immerwährenden Auftrag selbst dort Zeichen und Werkzeug zu sein, wo andere Organisationen sich reiner Methoden bedienen. Ja, Kirche muss auf der Seiten der Armen sich gerade dort verausgaben, wo es sich nach rein innerweltlichen Maßstäben „nicht lohnt“. Theologische Perspektive von Organisations- und Personalentwicklung zeichnet sich dadurch aus, dass sie über das Hier und Jetzt hinausweist und gleichermaßen das Hier und Jetzt schon der Bewertung aussetzt. Dies gilt insbesondere für alle Organisationen, die sich als Kirche, deren Teil oder in Verbindung mit der Kirche verstehen. Theologie hat etwas mit dem Glauben zu tun und mit seiner verstandesmäßigen Durchdringung ebenso wie mit dem Verstand und seiner glaubensmäßigen Durchdringung. Nur in dieser Doppelbeziehung kann auch eine theologische Perspektive von Organisations- und Personalentwicklung verstanden werden. Dies sagt schon alles über eine theologische Perspektive aus. Sie muss in erster Linie eine glaubwürdige Ausstrahlung innerhalb der eigenen Strukturen betreiben und erst in zweiter Linie darüber hinaus gestalten und zwar vor allem durch ihre Glaubwürdigkeit, ihr Zeugnis in der Welt.

Dennoch und gerade deshalb können Theologie und Kirche nicht erst dann wirken, wenn sie glaubwürdig ist. Kirche muss sich aber immer an ihrer Glaubwürdigkeit messen lassen und hier in einen kontinuierlichen Verbesserungsprozess einsteigen.

Kirche kann theologisch nicht rein konstruktivistisch verstanden werden. Trotzdem sind die Erkenntnisse der Systemtheorie auch auf das System Kirche anzuwenden. Gleichzeitig soll Kirche über das eigene System hinausweisen. Systemisch scheint dies kaum möglich, da ein System nicht sieht, dass es nicht sieht, was es nicht sieht. Systemtheorie kann helfen, Verkrustungen und Verstarrungen zu erklären. Systemisches Denken fordert Ethik heraus und bedarf selbst der Ethik.

Theologisch ist die Autonomie des Individuums, verbunden mit der Verantwortung, nicht

unbeschränkt, sondern in ein christliches Menschenbild eingebunden. Die Autonomie ist also gleichsam gottgeschenkt. Die Systemtheorie ist am christlichen Menschenbild zu prüfen und das christliche Menschenbild auf Begrenzungen und Verzerrungen durch den eigenen begrenzten Systemblick.

Organisations- und Personalentwicklung mit theologischer Perspektive³

Grundsätze einer Organisations- und Personalentwicklung mit einer theologischen Perspektive müssen demnach folgende sein: Die Wertgrundlage bietet das Evangelium, die Leitung muss sich als dienend verstehen, der Mensch muss entsprechend dem christlichen Menschenbild in seiner personalen und in seiner sozialen Beziehung (Personalität und Solidarität) gesehen werden. Die Verfahren und Prozesse müssen dem sakramentalen Charakter der Kirche entsprechen.

Angewendet auf kirchliche Organisationen und mit Begrifflichkeiten der Theologie beschrieben können die genannten Grundsätze durch folgende handlungsleitenden Prinzipien umgesetzt werden:

- Organisationsentwicklung bedarf einer aktiven Leitung.
- Die Organisation als System sehen: „Leib Christi“.
- Zeitlich begrenzte Projektgruppen: „Jeder hat verschiedene Talente“
- Betroffene müssen beteiligt werden: „sich als Nächster erweisen“.
- Transparenz und Offenheit.
- Kommunikationsorientierung: „Communio“.
- Theologische Durchdringung.
- Nutzen und Funktionen für das „Reich Gottes“.

Von diesen Prinzipien her lässt sich ein eigenes System einer theologischen Perspektive von Organisations- und Personalentwicklung beschreiben und entwickeln. Wo diese Prinzipien Grundlage einer Organisations- und

Personalentwicklung in Kirche sind, kann ein eigener und überzeugender Weg gegangen werden, der die Besonderheiten kirchlicher Organisation einbezieht und kirchliche Werte nicht einem reinen Effizienzgedanken unterordnet.

- ◆ *Organisationsentwicklung bedarf einer aktiven Leitung:* Im kirchlichen Kontext kommt der Leitung eine besondere Rolle zu. Leitung ist als Dienst, als Funktion zu verstehen, die das Zusammenspiel von Struktur auf der einen Seite, aber auch von Charismen auf der anderen Seite organisiert. Ein Blick in die Kirchengeschichte lehrt, dass Charismen und Strukturen aufeinander angewiesen sind. Auf den Punkt gebracht: Eine Kirche ohne Heilige ist genau so wenig vorstellbar wie eine Kirche ohne Ämter und Strukturen.
- ◆ Die Organisation als System sehen: „Leib Christi“: Paulus macht auf das Aufeinanderverwiesensein der Glieder des Leibes Christi aufmerksam. Organisationsentwicklung muss an dieses System anknüpfen und systematisch wirken. Danach wäre dann die Organisation nicht mehr eine heute vielfach linear gesehene Größe, in der Ideen von Leitung eins zu eins umgesetzt werden, oder pastoral ausgedrückt, sich durch den Input Predigt oder Hirtenwort die gewünschten Veränderungen wie in einer einfachen Maschine einstellen. Wenn die Organisation als solches System gesehen wird, bei der die einzelnen Elemente, beim Leib die einzelnen Glieder aufeinander angewiesen sind, dann heißt dies, alle Glieder aus der je eigenen Sicht einzubeziehen und das nicht nur durch das „Ja und Amen“ der Laien.
- ◆ Zeitlich begrenzte Projektgruppen: „Jeder hat verschiedene Talente“: Das Aufeinanderverwiesensein wird schon im Alten Testament herausgestellt. Eine Ethik der Solidarität beschreibt diesen Sachverhalt und macht den Nutzen dieses füreinander Einstehens und miteinander Arbeitens verständlich. Verbunden mit dem biblischen Gedanken, die eigenen Talente zu nutzen, können hier Voraussetzungen für die Nutzung der Gruppe gesehen werden. Die soziologische Verkör-

perung dieser gegenseitigen Verwiesenheit ist in der fruchtbaren Zusammenarbeit verschiedener Begabungen zu finden. Jeder, der mit Gruppen arbeitet, weiß, dass eine Gruppe nur dann zu konstruktiven Ergebnissen kommt, wenn die richtigen Leute zusammen kommen und an der richtigen Aufgabe arbeiten. D.h. der Rahmen und die Zusammensetzung müssen stimmen, hier kann wieder auf die große Bedeutung einer aktiven Leitung verwiesen werden.

- ◆ Betroffene müssen beteiligt werden: „sich als Nächster erweisen“: Gerade das Gleichnis vom barmherzigen Samariter zeigt, dass es darum geht, aus der Sicht des „unter die Räuber Gefallenen“ zu beurteilen, wer sich diesem als „Nächster“ erwiesen hat. D.h. der Betroffene rückt mit seiner Sicht in den Mittelpunkt. In der Kirchengeschichte hat es (vielleicht außer in absolutistischen Zeiten) ein Zusammenwirken vieler Menschen gegeben. Auch in der Dogmatik geht es um die Verbindung von Lehren und Lernen. Maßstab ist dabei nicht die „weltliche“ Struktur der Kirche sondern das Leben und die Botschaft Jesu, die alle in der Kirche immer wieder zu Lernenden macht. Gerade auch die vielen sozialen Organisationen und Verbände müssen sich fragen, wo die Betroffenen zu Wort kommen und wo sie ernst genommen werden. Was heißt dies etwa bei schwer zu entscheidenden Grenzfragen, bei denen es um Leben und Tod geht? Wie muss ein Ethikkomitee in einem kirchlichen Krankenhaus den Sterbenden einbeziehen, wenn die Frage der weiteren Behandlung ansteht?
 - ◆ Transparenz und Offenheit: Trotz vieler Geheimnisse im Glauben muss sich Kirche in ihrer auf die Welt ausgerichteten Struktur den Fragen dieser Welt stellen. Stärker als andere Organisationen mit weniger Anspruch wird Kirche an ihrem Anspruch und ihrer Glaubwürdigkeit gemessen. Bei allen anderen Organisationen wird in Kauf genommen, dass sie in der Welt verhaftet sind, bei Kirche wird zu Recht erwartet, dass sie über weltliche Grenzen und Begrenztheiten hinausweist. Wahrhaftigkeit und „kein falsches
- Zeugnis geben“ sind die theologischen Begrifflichkeiten, die Transparenz und Offenheit auch in kirchlichen Strukturen bedeuten.
- ◆ Kommunikationsorientierung: „Communio“: Kirche ist Gemeinschaft von Gläubigen. Sie ist auf diese Gemeinschaft angewiesen, auch auf Riten und Symbole ebenso wie auf eine Kommunikation als Communio. Glaubwürdige Kommunikation heißt auch, dass diese wahrhaftig erfolgt. D.h. im kirchlichen Kontext ist die sogenannten TINA-Formel („there is no alternative“) mit dem Verschweigen von Alternativen ebenso fehl am Platze wie der „sozialverträgliche Stellenabbau“ zu Lasten der sozialen Kassen.
 - ◆ Theologische Durchdringung: Eine Theologie von Organisations- und Personalentwicklung darf nicht außerhalb der Organisation stehen, sondern muss in allen Fragen eine theologisch-ethische Reflexion zulassen. Hier wird ausdrücklich davon ausgegangen, dass Struktur und Botschaft, dass Organisation und Evangelium miteinander verbunden sind und einen Teil zur Glaubwürdigkeit beitragen.
 - ◆ Nutzen und Funktionen für das Reich Gottes: Die Nutzenorientierung einer Theologie von Organisations- und Personalentwicklung ist nicht an wirtschaftlichen Kennzahlen orientiert, sie kann aber weder nur mit innerweltlichen Maßstäben gemessen werden, noch kann sie mit für wahr gehaltenen Maßstäben einer Vollendung im Jenseits gemessen werden. Sie ist und bleibt in die Spannung des schon angebrochenen aber noch nicht vollendeten Reiches Gottes verwiesen. Ihre Funktion, ihren Nutzen erfüllt sie nur, wenn sie ein Zeichen dafür ist, dass das Reich Gottes bereits begonnen hat und das nicht nur als Stückwerk sondern in weitreichender Fülle, es aber trotz aller vermeintlichen Erfolge und wegen seiner Begrenztheiten der Vollendung bedarf, die nicht in der Macht der innerweltlichen Kirche steht. Kirche steht in der Welt, ist in ihre Abläufe eng verwoben, muss aber auf Grund ihres Glaubens über die Grenzen der Welt hinaus denken und handeln.

Neu an dieser theologischen Perspektive ist die Systematik, entstanden aus der Untersuchung von Akteuren der Veränderungsprozesse. Beispiele aus der Praxis der Waldbreitbacher Franziskanerinnen und der Diözese Rottenburg-Stuttgart zeigen, dass eine theologische Perspektive zu einer Bereicherung führt und gerade in unsicheren Zeiten zu einer kirchlichen Profilierung beiträgt. Die Generaloberin der Franziskanerinnen beschreibt die Zielsetzung der Organisationsentwicklung als „biblisch“: Es gehe um die Beteiligung aller an der Problemlösung und um die Verbesserung der Qualität des Arbeitslebens. In der Marienhaus GmbH Waldbreitbach wurde die Werthaltung in die Managementmethode Balanced Scorecard implementiert. Was bei den kirchlichen Altenheimen und Krankenhäusern, zuweilen noch recht unsystematisch, im Zertifizierungsverfahren „proCum Cert“ steht: „Die christliche Ethik ist die Basis für Entscheidungen“, bedarf der tieferen Durchdringung in den Prozessen und Verfahren. Dass ein so betriebswirtschaftliches Instrument wie das Controlling nicht wertneutral ist, zeigt sich im Veränderungsprozess des Rottenburg-Stuttgarter Bistums: „Die Führungsphilosophie und Führungskultur soll die individuellen Fähigkeiten und Qualitäten eines jeden Einzelnen fördern und fordern – wobei der ganze Mensch wahrzunehmen ist, gerade auch in seiner spirituellen Dimension.“⁴ Diese positiven Beispiele zeigen zweierlei: Die theologische Perspektive macht Sinn und bringt ein glaubwürdiges Zeugnis, aber die Theologie in diesem Bereich steckt noch in den Kinderschuhen. Theologie kann und muss sich den bestimmenden Prozessen und Strukturen in unseren Organisationen widmen. Mehr denn je sind Individuen in Strukturen eingebunden. Diese sind nicht neutral und dürfen keine theologiefreie Zone bleiben.

„Jetzt braucht nur noch umgesetzt zu werden“ wird auch bei der Organisationsentwicklung eine zu trügerische Sicherheit geben. Organisationsveränderung innerhalb der Kirche als komplexe Gestalt aus göttlichen und menschlichen Elementen muss eine theologische Perspektive aufzeigen. Für die Kirche wäre

es fatal, wenn die Prozesse und Strukturen der Veränderung zur Einschätzung führen würden „die sind auch nicht besser als andere Organisationen“. In diesem Sinne kann eine wertgebundene Organisations- und Personalentwicklung mit theologischem Anspruch dazu beitragen, dass aus „Strukturen der Sünde“ evangelisierende Strukturen einer „Zivilisation der Liebe“ werden. Vielleicht wird dadurch im pastoralen Kontext auch deutlich, dass Strukturen und Prozesse nicht „des Teufels“ sind, sondern gerade der Theologie bedürfen, um dies nicht zu werden.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. McKinsey&Company: Konzentrieren oder expandieren? Was Berater der Kirche raten. Vortrag von Dr. Thomas von Mitschke-Collande. Thomas-Morus-Akademie. Bensberg. 17. September 2004.
- ² Vgl. Johan Galtung: Strukturelle Gewalt. Beiträge zur Friedens- und Konfliktforschung. Reinbek. 1975.
- ³ Vgl. Armin Schneider: Wege zur verantwortlichen Organisation. Die Bedeutung der ethischen und theologischen Perspektive für die Qualität der Organisations- und Personalentwicklung. Frankfurt am Main. 2005.
- ⁴ Alle Zitate nach Armin Schneider, 2005.

Was kommt nach dem Weltjugendtag?

Ruf!Zeichen im Kirchenjahr

Ein Projekt im Bistum Osnabrück

Was ist jetzt dran?

Mehr geht nicht! Das war ein Gefühl nach dem Weltjugendtag. Eine noch größere Veranstaltung ist einfach nicht denkbar. So stellte sich für uns in der Berufungspastoral im Bistum Osnabrück die Frage: Was kommt eigentlich nach dem Weltjugendtag? Der WJT war für uns alle, die dabei waren, ein prophetisches Zeichen, eine Utopie, die Realität wurde. So kann junge Kirche sein!

Aber nun leben Jugendliche und junge Erwachsene wieder da, wo sie vorher waren, dezentral verstreut in Kirchengemeinden und in der Diaspora.

Und was ist mit den Jugendlichen, die sich der Kirche nicht mehr nahe fühlen. Was haben wir ihnen zu sagen? Ein Leserbrief in der ZEIT mit dem Titel „Redet mit uns“ machte uns nachdenklich und stand inhaltlich am Anfang der Aktion Ruf!Zeichen. Dort berichtet eine anonyme Schreiberin, 19 Jahre, Abiturientin, erfolgreich und trotzdem voller Suche und Unsortiertheit:

„Wir sind längst nicht so cool, so ablehnend, wie wir manchmal tun. Dieses Schauspiel ist vielmehr die einzige Möglichkeit, unsere Verwirrung nicht auch noch vor aller Öffentlichkeit eingestehen zu müssen, wo wir sie doch schon vor uns selbst nicht verbergen können und uns einfach nur unfähig fühlen, vor diesem Leben zu bestehen. Wir sehnen uns nach Sicherheiten und, ja, auch nach Ritualen; Dingen, in die wir vertrauen können, die zur gleichen Zeit am selben Ort geschehen, jede Woche wieder: Reizüberflutung und Grenzlosigkeit machen es so schwer, einen Platz

*zu finden in dieser Gesellschaft – und in uns selbst. Die Chancen, jemals wirklich zufrieden mit sich und seinem Tun zu sein, sind minimal; im Tal der Superlative gibt es immer etwas, das noch besser hätte gemacht werden können, ist nie etwas gut genug ... **Redet mit uns!** Fragt uns, was wir von dieser Welt halten, womit wir uns beschäftigen, was uns zu denken gibt! Nicht nur wir benötigen vermehrte intergenerative Kommunikation.“* (Die ZEIT Nr. 33, 16).

Kein Bistumsschwerpunkt, sondern ein subsidiäres Angebot

Im Blick auf viele Hauptamtliche, die über die Belastungsgrenze hinaus leben und arbeiten, wurde uns deutlich: Ruf!Zeichen darf keine Aktion neben anderen sein, kein Projekt, kein Event, sondern etwas, das wie ein Wasserzeichen eine Hilfe für das normale Tun in den Gemeinden darstellt.

Eine Message zum Selberdenken

Kern der Aktion Ruf!Zeichen im Kirchenjahr ist die Kombination von zwei Gedanken. Das Kirchenjahr kommt auf jeden Fall: Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Und in dem, was wir feiern, steckt mehr als nur Tradition, hier sind Zeichen, eben „Ruf!Zeichen“ verborgen, mitten im Kirchenjahr:

Advent und Weihnachten

Wir feiern, dass Gott Mensch wird,
hören die Zusage: Gut, dass du da bist!
und spüren: Wir sind berufen zum Menschsein!

Fastenzeit und Ostern

Wir feiern, dass der Mensch Jesus sich als Christus erweist,
hören die Zusage: Wir haben einen Freund fürs Leben!
und spüren: Wir sind berufen zum Christsein!

Osterzeit und Pfingsten

Wir feiern, dass der Geist Gottes die Jünger sammelt und sendet, hören die Zusage: Als Jünger kannst Du etwas einbringen in die Kirche! und spüren: Wir sind berufen zum Jüngersein!

Weihnachtszeit und Advent lenken den Blick auf das Geheimnis unseres Glaubens: Gott wird ganz und gar Mensch in dem Kind, das in der Krippe liegt und schreit. Wenn damit das Heil beginnt, ist die Berufung eines jeden Menschen zum Menschsein der erste Schritt. Die Zusage: Es ist gut, dass du da bist; du bist geliebt; du bist kein Zufall! ist die zentrale Botschaft. Hinter jeden einzelnen Namen gehört ein großes Ausrufezeichen! Genau das brauchen heute gerade Jugendliche und junge Erwachsene: die unbedingte Zusage, das JA zum Leben.

Die zweite geprägte Zeit im Kirchenjahr, die Fasten- und Osterzeit wirft den Blick darauf, dass Menschen Christen werden. Ostern war der ursprüngliche Zeitpunkt der Taufe! In der Osternacht erneuern alle Christen ihr Taufversprechen. „Du hast einen Freund fürs Leben!“, heißt die Botschaft in dieser Zeit des Kirchenjahres. Als Menschen sind wir berufen zur Freundschaft mit Jesus Christus. Es ist nicht nur gut, dass du da bist, sondern es ist gut, dass auch ein anderer da ist, Jesus Christus, der Freund für dein Leben! Und so ist ein Mensch, der Christ wird, zwar nicht besser, aber besser dran. Und zwar durch diese Freundschaft zu Jesus Christus!

Die dritte Zeit, die das Kirchenjahr uns anbietet, ist Pfingsten. Die Sendung des Geistes, die Sammlung der Kirche heißt: Menschen, die Jesus Christus gefunden haben, bleiben nicht allein. Sie kommen zusammen und bilden eine Gemeinschaft, die Kirche. Und für diese Gemeinschaft hat jeder von uns eine Sendung. Jeder von uns ist berufen, Jünger zu sein, als Nachfolger Jesu Christi etwas einzubringen in diese Gemeinschaft. Die Form der jeweiligen Berufung zum Jüngersein ist verschieden, aber es gibt die gemeinsame Perspektive. Menschen

werden Christen, um Jünger zu sein, gesendet in die Welt zu wieder neuen Menschen, um auch ihnen die Botschaft zu bringen: Gut, dass du da bist!

So enthält das Kirchenjahr mit seinem Dreischritt Weihnachten, Ostern, Pfingsten, eine Tradition, die übersetzt heißen kann: Menschsein, Christsein, Jüngersein. Und das korrespondiert auch mit dem Bild von Gott, denn:

- Gott ist Schöpfer, Vater Jesu Christi und Vater eines jeden von uns.
- Gott ist Sohn. Er ist Christus und er macht uns zu Christen in Christus.
- Gottes Heiliger Geist ist Sendung – Bewegung – Gemeinschaft.

Alle drei Botschaften sind Zusagen, Ermutigungen. Und so bündelt sich die Botschaft, die Message in dem Ausrufezeichen, eben Ruf!Zeichen.

Umsetzung und Ideen

Eine Aktion zum Thema Berufung kann nicht verordnet werden, sondern dort sollen die, die sich berufen fühlen, mittun. In der Umsetzung des ersten Standbeins Material haben wir uns dann bewusst für eine einfache selbst gemachte Vervielfältigung des Materials entschieden. Die Gebete etc. haben wir in einfacher Weise selbst kopiert und nur nach Bestellung verschickt. So entstanden keine Papierhalden, sondern nach Bestellung konnten wir einfach das Material nachkopieren. Ein zweiter Vertriebsweg war für uns das Internet. Alle Texte und Gottesdienste haben wir in einer selbst zu verwaltenden Homepage veröffentlichten können, so dass dezentral Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auf die Dinge zugreifen können: www.rufzeichen-im-kirchenjahr.de.

Mensch! Wie lebst du?

Das zweite Standbein unserer Umsetzung sind einzelne Veranstaltungen. Als Auftakt hat unser Bischof Dr. Franz-Josef Bode den Jugendlichen seines Bistums einen Brief ge-

schrieben, aber einen ganz besonderen. Titel: Mensch, wie lebst du? Er hat in einem offenen Brief genau das Gegenteil von dem getan, was erwartet wird. In diesem Schreiben erklärt nicht der Bischof den Jugendlichen etwas, sondern er lädt sie ein, ihm etwas zu erklären: Erzähl mir, wie es dir geht als Mensch! Mensch, wie lebst du mit 15, 18, 25 Jahren.

Der Brief wurde auf verschiedenen Wegen veröffentlicht. In jeder Pfarrgemeinde wurden zwei Jugendliche ausgewählt, die diesen Brief per Post zugeschickt bekamen. Über Internet, über Schulen, über Bestellungen hat er Kreise gezogen und Anfang Januar sind ca. 300 Briefe zum Großteil handgeschrieben beim Bischof eingegangen. Mit dieser Aktion hat ein unmittelbarer Dialog begonnen zwischen dem Bischof und den Jugendlichen, im Wissen um die gemeinsame Berufung zum Menschsein.

Christsein, aber wie?

In der Fastenzeit möchten wir dann in wöchentlichen Jugendvespern das Christsein neu durchbuchstabieren. Wenn Menschsein heute unter bestimmten Bedingungen stattfindet, wie geht daraufhin dann Christsein? Jugendliche und junge Erwachsene werden in den Jugendvespern persönlich Zeugnis davon geben und so ihren Altersgenossen einen Weg zum Glauben anbieten. Parallel zu der gesamten Aktion Ruf!Zeichen laden wir an drei Orten des Bistums zu Glaubenskursen für Jugendliche und junge Erwachsene ein. In Sögel, Meppen und Rulle sind sie an sechs Treffen eingeladen, auf der Basis des Dreischritts Menschsein, Christsein, Jüngersein, ihren Glaubensweg zu vertiefen. Mehr als 30 Jugendliche und junge Erwachsene haben sich für diese Kurse schon angemeldet.

Jünger gesucht!

Das Gebet um geistliche Berufe hat bei uns am Weltgebetstag um geistliche Berufe und in der jährlichen Diözesanwallfahrt der Gebetsgemeinschaft des PWB seine festen Orte. Un-

sere Beterinnen und Beter beteiligen sich mit großer Treue auf ihre Weise an der Suche nach Jüngern Jesu. So sind auch sie lebendige Rufzeichen. In diesem Jahr werden wir ihr Gebet in der Zeit von Ostern bis Pfingsten mit E-Mail-Botschaften begleiten. Diese Botschaften werden Wegweiser und Tipps enthalten, um die eigene Berufung zum Jünger Jesu klären zu können. Gedacht ist daran, einzelne Erfahrungsberichte und kleine Tipps zu sammeln, die den Jugendlichen als Wegweiser dienen können bei ihrer persönlichen Suche. Die E-Mail-Botschaften können auf unserer Homepage abonniert werden.

Erste Erfahrungen und Perspektiven

Die Resonanz auf die Botschaft der Aktion Ruf!Zeichen ist beeindruckend. Hauptamtliche, die bisher mit uns keinerlei Kontakt hatten, haben sich bei uns gemeldet. In einzelnen Gemeinden haben Hauptamtliche und Ehrenamtliche mit dem Dreischritt eigene Aktivitäten und Gottesdienste gestaltet. In Bremen gab es eine Jugendvesper und Predigtserien. Wir erhoffen uns von dieser guten Botschaft, die in der Tradition der Kirche Wurzeln hat, eine Vertiefung des Glaubensniveaus und die Ermutigung für viele junge Leute, ihre persönliche Berufung zum Menschsein, Christsein und Jüngersein vertiefen zu können.

Am Anfang dieses neuen Jahres haben auch jetzt verschiedene Pastoral- und Jugendseelsorgerkonferenzen eingeladen zu einem Studientag zum Thema Ruf!Zeichen im Kirchenjahr. Mehr zum Programm und zu den Materialien, Gottesdienstentwürfen, Gebeten, Impulsen und Meditationen gibt es unter www.rufzeichen-im-kirchenjahr.de.

Von einem der auszog

„Geh und lebe“ erzählt von der Selbstwerdung eines äthiopischen Christen im Land, in dem Milch und Honig fließen

Radu Mihaileanu nimmt sich Zeit für seine Filme. Sieben Jahre nach „Zug des Lebens“ – die eine Hälfte der Bewohner eines jüdischen Dorfes verkleidet sich als Nazi-Schergen und deportiert die andere – umkreist der Regisseur erneut die Thematik der „positiven Verstellung“. Wiederum führt er Mühen, Kosten und Folgen vor Augen, die das Erlangen von Freiheit mit sich bringt. In „Geh und lebe“, seinem dritten Spielfilm, steht anfangs ein Junge, später ein junger Mann namens Schlomo im Mittelpunkt, der seine Heimat verlassen, in der Fremde zurechtkommen und sich selbst finden muss. Die „Operation Moses“, deren Begleitumstände und gesellschaftliche Konsequenzen bilden die historische Folie der bemerkenswerten Geschichte.

Afrika, Mitte der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts: In vielen Ländern des Kontinents herrscht Trockenheit, regiert der Hunger. Hunderttausende Menschen, zumeist Muslime und Christen, fliehen in den Sudan. In den Flüchtlingslagern halten sich auch einige tausend äthiopische Juden auf – unerlaubt und unerwünscht. Etwa achttausend dieser wahrscheinlichen Nachkommen des König Salomon und der Königin von Saba werden in einer spektakulären Aktion des israelischen Geheimdienstes und der USA ausgeflogen. Einer von ihnen ist Schlomo. Nur, Schlomo ist kein Jude, er ist Christ.

Innerhalb weniger Minuten entscheidet sich der Fortgang seines Lebens: Zwei Mütter, so der Beginn des Films, nehmen Abschied von ihren Kindern. Die eine, weil ihr Sohn stirbt, die andere, weil sie ihrem Sohn ebendieses Schicksal ersparen will. Letztere, eine Christin, bringt es im entscheidenden Moment fertig zu sagen: „Dies ist nicht mein Sohn“ – und überlässt ihn einer äthiopischen Jüdin, die ihren Lebenssinn wieder findet, indem sie das Kind Salomon nennt und mit sich nach Israel nimmt. Dort bleiben sie zunächst gemeinsam mit anderen Falashas im Lager. Nach dem Tod der neuen „Mutter“ muss Schlomo einige prekäre Situationen überstehen, denn mit jüdischen Gesetzen und Ritualen kennt sich der Neunjährige nicht aus. Schließlich findet man eine Adoptivfamilie für ihn, und allmählich gelingt die Integration in die ungewohnte Kultur, in die neue Familie. Sein Geheimnis gibt der Junge allerdings nicht preis. Vielfältige Erlebnisse der Ausgrenzung – seinerzeit standen im multikulturellen Israel schwarze Juden nicht hoch im Kurs, bisweilen gar unter Verdacht der erschlichenen Hilfeleistung – und die Angst vor Ausweisung, die Verleugnung der eigenen Wurzeln und die Sehnsucht nach seiner Heimat machen es dem Heranwachsenden nicht leicht. Später gesellen sich Konflikte mit dem Adoptivvater hinzu sowie extreme Probleme mit dem Vater seiner Geliebten. Als Sarah schwanger wird, kann Schlomo nicht länger schweigen.

Der gemäß dem Originaltitel „Va, vi et deviens“ dreiteilige Film verdeutlicht exemplarisch das biblische Exodus-Thema und die damit einhergehende Suche nach ethnischer und religiöser Identität. Bei der Berlinale 2005 wurde „Geh und lebe“ mit dem Panorama-Publikumspreis und dem Preis der Ökumenischen Jury ausgezeichnet, nicht zuletzt weil der Film Verständnis weckt für die aktuelle Vielfalt von Migrationswegen – und weil er ermutigt zum Aufbruch, zum Leben und zum Werden.

Thomas Kroll

Literaturdienst

Albert Gerhards/Hans Hermann Henrix (Hg.): Dialog oder Monolog? Zur liturgischen Beziehung zwischen Judentum und Christentum (Quaestiones disputatae. Band 208). Herder Verlag, Freiburg-Basel-Wien 2004. 323 S.; 26,00 EUR.

„Die katholische Liturgiewissenschaft“, so Albert Gerhards in dem von ihm mitherausgegebenen Band, „hat sich mit der jüdischen Liturgie bis in die jüngste Vergangenheit hinein nur zögerlich befasst.“ (34) Die Wahrnehmung des Judentums als eine erstarrte, vom Christentum beerbte oder überbotene Größe und alte antijüdische Klischees wirkten noch lange nach. Diese Haltung änderte sich erst durch die Anstöße des II. Vatikanischen Konzils, das in der Erklärung *Nostra aetate* das Verhältnis der katholischen Kirche zum Judentum grundlegend revidierte, und im Zuge der Reform der Karfreitagsliturgie. Der vorliegende Band versammelt die Beiträge einer Tagung von Liturgiewissenschaftlern, Alttestamentlern und Judaisten, die über den aktuellen Stand der Diskussion Rechenschaft zu geben versuchte.

Dass die christliche Liturgie jüdische Wurzeln hat, ist wohl weitgehend unbestritten, jedoch lässt sich das Verhältnis beider Religionen zueinander nicht länger als eine bloße Filiation bestimmen. Christentum und rabbinisches Judentum entspringen zwar dem Frühjudentum vor 70, sie nahmen aber nach der Tempelzerstörung eine jeweils eigene, wenn auch voneinander nicht unabhängige Entwicklung; es handelt sich also eher um Schwesterreligionen. Das hat auch Konsequenzen für die Erforschung liturgischer Traditionen: So wird man etwa zur Rekonstruktion der Pessachfeier zur Zeit Jesu nicht einfach Texte der Mischna oder Tosefta heranziehen können, denn die synagogale Liturgie beginnt erst in der Zeit „zwischen der Zerstörung des zweiten Tempels und der Redaktion der ältesten rabbinischen Quellen ... festere Formen anzunehmen“, wie Gerhard Rouwhorst konstatiert (74f). Versuche auf christlicher Seite, etwa anhand der mittelalterlichen Pessach Haggada die Sederfeier Jesu ‚nachzufeiern‘, sind, von anderen Bedenken ganz abgesehen, Anachronismen. Parallelen zwischen jüdischen und christlichen liturgischen Traditionen können nicht in jedem Fall als christliche Entlehnung aus dem Judentum angesehen werden. Es ist auch möglich, dass Kirche und Synagoge bei der Entwicklung ihrer Liturgie auf die selben biblischen Texte rekurrten oder gar jüdische Traditionen von christlichen beeinflusst wurden, wie Albert Friedlander für die Lesung von Ez 37 zeigte (620). Für nicht wenige Leser neu dürfte wohl auch die Rezeption des

Yom Kippur in der frühchristlichen Liturgie und Frömmigkeit sein, die Daniel Stökl Ben Ezra in seinem Beitrag untersucht. Wenigstens erwähnt werden soll hier auch Daniela Kranemanns differenzierte Analyse der Israeltheologie in den Gebetstexten des Messbuches.

Die einzelnen Beiträge dieses Bandes erfordern eine konzentrierte und sorgfältige Lektüre; wer dazu bereit ist, erhält einen sehr guten Überblick über den derzeitigen Stand der Diskussion zur liturgischen Beziehung zwischen Judentum und Christentum; das Buch kann durchaus empfohlen werden.

René Buchholz

Uta Pohl-Patalong: Von der Ortskirche zu kirchlichen Orten. Ein Zukunftsmodell, Vandenhoeck & Ruprecht, 2004, 19,90 EUR

Welche Strukturen sind angesichts der gegenwärtigen kirchlichen „Finanz- und Bedeutungskrise“ (7) am besten geeignet, die Zukunftsfähigkeit der evangelischen Kirche in Deutschland zu sichern? Mit dieser Frage greift Verf. ein Thema auf, das im Blick auf die gegenwärtige kirchliche Situation nicht überschätzt werden kann. Welche Landeskirche und welches Bistum sehen sich nicht seit einiger Zeit unter Druck in pastorale Strukturen einzugreifen? Welche grundlegenden pastoraltheologischen Weichenstellungen dabei mitverhandelt werden, lässt sich hingegen nicht immer leicht erkennen. Der Band verspricht hier Aufklärung, was auch aus katholischer Perspektive von Interesse ist, nicht zuletzt wegen des angekündigten Zukunftsmodells „kirchlicher Orte“, das vom derzeit dominierenden ortskirchlich-territorialen Ansatz Abstand sucht.

Der Verfasserin geht es um einen pastoralen „Konflikt zwischen parochialen und nichtparochialen Strukturen der Kirche“ (9), denen sie kirchliche, theologische und gesellschaftliche Argumente zuordnet. Nichtparochiale Positionen werden mit Stichworten wie Pluralisierung, Mobilität, Individualisierung, Subjektivität und Fragmentierung verknüpft, während parochiale Positionen mit Begriffen wie Heimat, Territorium, Heil usw. verbunden werden. Dass beide Termini durchgehend sehr pauschal diese Verknüpfungen vertreten, sorgt leider nur für den oppositionellen Charakter der These. In einem eigenen Kapitel werden zwar viele geschichtliche Belege für die These aufgeführt, sie stellen jedoch kaum mehr als Wiederholungen der Oppositionalität beider Strukturprinzipien dar. Aus diesen geschichtlichen Einblicken geht jedenfalls nicht hervor, woraus „nichtparochiale“ Strukturargumente ihr kritisches Potenzial zu gesellschaftlichen Entwicklungen und woraus „parochiale“ Strukturargumente ihr kritisches Potenzial zu kirchlich-theologischen Entwicklungen beziehen und damit den pastoralen Konflikt lösen helfen könnten.

Weshalb und inwiefern daher beide Strukturprinzipien in einem grundlegenden pastoralen Konflikt der „Kirche von ihren Anfängen an“ (35) zueinander stehen, wobei Verf. ausdrücklich keine konkreten Handlungen oder eindeutige Konfliktparteien benennen könnte, bleibt offen und lässt genau jene Frage unbeantwortet, die die These begründen könnte. Hierin zeigt sich der hohe spekulative Anteil der Abhandlung. Dennoch wird ein Lösungsweg für diesen nicht genau lokalisierbaren Konflikt entworfen, in dem Pluralität, Territorialität, Mobilität und Subjektivität im Zukunftsmodell „kirchlicher Orte“ einen Platz haben, also jene Elemente, die bereits dem nichtparochialen Strukturprinzip zugeordnet sind. Der Preis für das Zukunftsmodell sei jedoch die Entflechtung von „Kirche“ und „Gemeindehaus“ sowie von Haupt-/Pfarramt und Ehrenamt. Das allgemeine Priestertum der Gläubigen wäre damit ernst genommen (140).

Die große Gleichung dieses Bandes, dass „nichtparochiale“ Strukturen zeitgemäß und flexibel, „parochiale“ Strukturen hingegen unzeitgemäß und unflexibel seien, ist vor diesem Hintergrund zu plakativ und de facto auch nicht sachgemäß. Dass Kirche auf Veränderungen flexibel und somit „nichtparochial“ statt unflexibel und kontrastiv, sprich „parochial“ reagieren sollte, stellt daher kaum mehr als eine rhetorische Alternative dar. Sie überzeugt vor allem dann nicht, wenn im Zukunftsmodell „kirchlicher Orte“ das kirchliche Angebot lediglich als Angebot einer Region und nicht mehr als das einer jeden Gemeinde vor Ort zu verstehen sei, was im Übrigen längst passiert. Überraschenderweise wird in diesem Zusammenhang dann aber eher „parochial“ argumentiert, wonach längere Wege unvermeidbar, der Gottesdienst am Sonntagvormittag nicht mehr die Regelform und das Wohnortprinzip auf die Landeskirche angewendet werden müssten (153). Man fragt sich am Ende: Worauf antwortet das Zukunftsmodell „kirchlicher Orte“ eigentlich, denn auf die eingangs genannte „Finanz- und Bedeutungskrise“ wird kein Bezug mehr genommen.

Ohne Frage wird das Anliegen der Arbeit noch einige Zeit aktuell bleiben. Das Thema würde gewinnen, wenn es mehr im Argumentativen verbliebe, vor allem im Blick auf die eingangs aufgeworfene Behauptung zwischen einer Finanz- und Bedeutungskrise der Kirche. Deshalb ist es schade, dass die einmal von Frank Löwe aufgegriffene Differenzierung von Organisationsprinzipien nicht weiter verfolgt wurde. Unbeschadet dessen bleibt zu hoffen, dass die treffende und prägnant formulierte Themenansage des Titels weitere Auseinandersetzungen findet. Ohne Zweifel ist dieses Thema eine der pastoralen Zukunftsfragen unserer Tage.

Bernhard Wunder

Christian Troll: Als Christ dem Islam begegnen. Echter-Verlag, Würzburg 2004. 80 S.; 7,90 EUR.

Das größte geistige Ereignis unserer Zeit ist die Begegnung der Weltreligionen. Im Brennpunkt steht kulturell-politisch die Konfrontation zwischen der westlichen, in seiner Wurzel vom Christentum geprägten, aber weithin säkularisierten europäisch-amerikanischen „Welt“ und der vom Islam geprägten und beherrschten Gemeinschaft von Völkern. Dialog ist gefordert, wird aber erst zaghaft in Anfängen verwirklicht. Soll er zwischen gläubigen Christen und Moslems stattfinden, setzt das eine genaue Kenntnis des Glaubens des Gesprächspartners voraus, nur so ist es möglich als Christ dem Islam zu begegnen. Der Autor des so betitelten Buches ist Islam-Wissenschaftler, der sich auf umfangreiche Studien, aber auch auf vielfache Begegnungen mit Moslems berufen kann. Gemeinsam ist den beiden Religionen, der Glaube an einen Gott, seine Verehrung und Anbetung, tief verschieden sind dagegen die Gottesbilder: im Islam der monolithische, einpersonale Gott, dessen absoluten Willen der Mensch sich zu unterwerfen und hinzugeben hat, demgegenüber der dreipersonale christliche Gott, der in sich personale Liebe ist und den Menschen an dieser Liebe teilnehmen lässt. Das vor allem muss das Selbstbewusstsein des Christen prägen. Verschieden sind dementsprechend auch die Weisen der Offenbarung, die Bedeutung der Personen des Propheten auf der einen Seite und des Heilmittlers auf der anderen (die Inkarnation des Sohnes Gottes ist dessen Selbstmitteilung), die Rolle des Offenbarungsinstrumentes, der Bücher des Korans und der Bibel (der Islam ist eine Buch-Religion, das Christentum dagegen ist absolut auf die Person Christi bezogen).

Kann es zwischen den beiden Religionen wirklich zu einem Dialog kommen? Der auf Buchstaben treue fixierte „Islamismus“ schließt eine solche fruchtbare Begegnung aus. Hoffnung verbindet sich dagegen mit einer, heute noch kleinen Richtung im Islam, der nach dem Geist im Buchstaben fragt und eine gewisse Aufklärung der überlieferten Lehre versucht. Auf christlicher Seite setzt eine wirkliche Begegnung ein klares Selbstbewusstsein und die Unterscheidung der Geister voraus. Dazu kann dieses kleine Buch eine wertvolle Hilfe leisten. Eine Frage wird darin allerdings nicht gestellt und beantwortet: Warum hat Gott nach Christus noch eine Weltreligion entstehen lassen, die Konkurrent seiner letztgültigen Offenbarung und Heilmittlerschaft geworden ist? Wie aber kann man diese Frage beantworten? Wie viel geht auf das Konto eines menschlich beschränkten, irrtumsfähigen Mittlers, wie viel auf das Konto Gottes, dessen Gedanken und Wege oft unbegreiflich sind? Es ist an der Zeit, sich auch dieser Frage zu stellen.

Hermann-Josef Lauter OFM

Unter uns

WER BIST DU, CHRIST? –

ein

Tor

des Kreuzes

**weitnah
offen**

**buntkarg
streng**

verrücktes

Lieben

leben

erdnah

himmelstrunken

weise

Markus Roentgen, Juni 2004

Familienzusammenführung

Niklas, 10 Jahre alt – ein richtiger Familienmensch. Er hätte am Liebsten die ganze, große Familie um sich herum wohnend. Vor allem nach dem frühen Tod seines ältesten Cousins, dem Tod seiner heißgeliebten Großmutter und der plötzlichen Erkrankung des Vaters sucht er sehr stark die Nähe seiner Großfamilie.

Eines Morgens beim Frühstück überfiel er seine Mutter mit einer Idee: „Mama ich habe eine ganz tolle Idee!“ – „Ja, welche denn!“ – „Ich war gestern auf dem Friedhof und habe Oma und Opa besucht. ... Links von Omas und Opas Grab ist ja ein Männergrab. Der Mann ist jetzt schon 24 Jahre tot. Auf der rechten Seite sind bestimmt 10 Gräber, und die Leute liegen alle schon über 25 Jahre dort.“ – „Was willst Du mir denn damit sagen?“ – Ja, Mama, wenn die Gräber dann bald 30 Jahre alt sind – in der Gemeinde Blankenheim beträgt die Liegedauer bei Einzelgräbern 30 Jahre – dann könntest Du doch die Gräber in der Reihe allesamt aufkaufen. Und wir könnten dann alle dort beerdigt werden, die ganze Familie: Tante Inge, Tante Marianne, Onkel Elmar ... Du Mama, Papa und wir Deine Jungs. Wäre das nicht super cool?“ So wären wir dann alle, wenn wir tot sind, wieder zusammen.

Es wäre noch zu bemerken: Zum engsten Familienkreis zählen 27 Personen.

Ingeborg Lenz, Bad Münstereifel

Kurz und bündig

Abends vor dem Zu-Bett-Gehen. Ein Kind betet: „Lieber Gott, ich bin so müde, siehe Gotteslob 289. Amen“

Dr. Dr. Erich Heck, Köln

Todesursache

Während einer Vorbereitungsstunde zur Erstkommunion sagte eines der Kinder: „Jetzt weiß ich auch, an was Jesus gestorben ist!“ Als die Katechetin nachhakte, kam die prompte Antwort: „An Pontius Pilatus.“

Pfr. Rainer von Carnap, Norden